VERSORGERIN

stadtwerkstatt

0084



dezember 2009

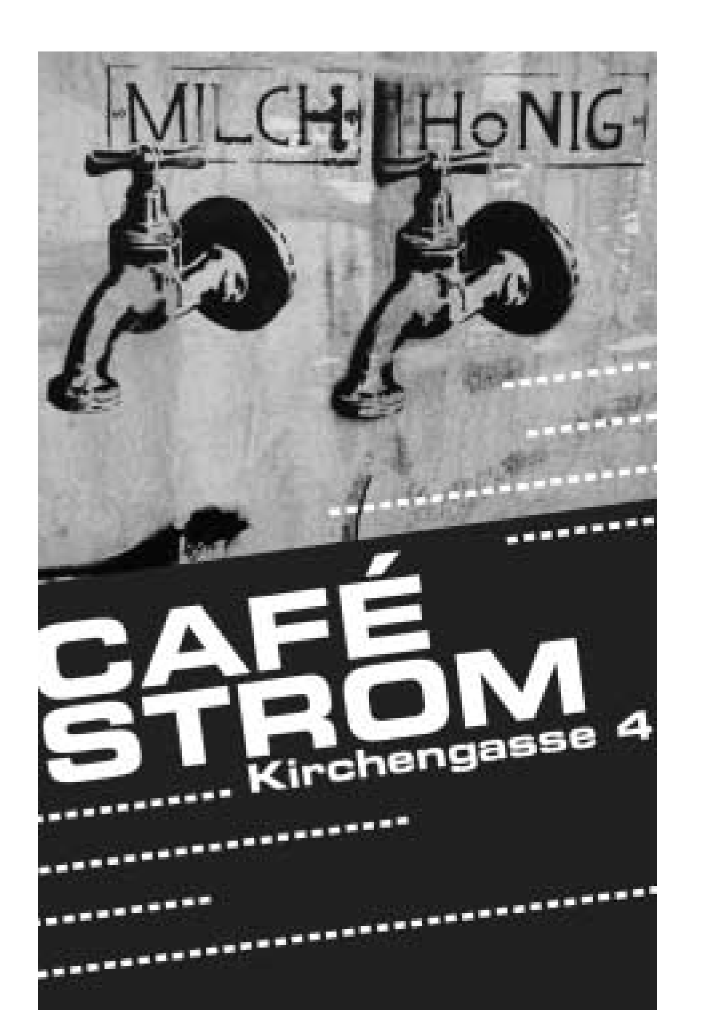
versorgerin Nr / 84 / DEZEMBER 2009 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / Retouren an: Stadtwerkstatt, Kircheng. 4, 4040

editorial

Den »emanzipatorischen Charakter von Bildung in den Mittelpunkt des Interesses gerückt« zu haben, wie Anna M. Liebmann auf Seite 4 dieser Versorgerin schreibt, ist das große Verdienst der StudentInnenproteste, die seit Wochen auf den österreichischen Universitäten anhalten. Am Demonstrationszug des »Aktionstages« am 5. November in Linz, vom Volksgarten bis hinein in den Saal der Stadtwerkstatt, wo eine Diskussionsveranstaltung mit unter anderem Robert Menasse stattgefunden hat, nahmen mindestens 1000 UnterstützerInnen teil. Vor dem Audi Max der Universität Wien spielt die Geschichte von Erwin Riess auf Seite 5. Sein Herr Groll hat dort einen Stand mit selbstgekochter Fischsuppe aufgebaut – aus Solidarität mit den Studierenden.
Demonstriert wurde letzte Woche in Linz auch gegen die geplante Stadtwache, die dem neuen FPÖ-»Sicherheitsstadtrat« Detlef Wimmer quasi als Einstandsgeschenk gemacht wird und als »soziale Selektionsmaschine« (Georg Seeßlen) im öffentlichen Raum fungieren soll. Lesen Sie mehr über »die Sicherheit, die sie meinen« in einem Artikel von Franz Fend auf Seite 3.
Das Kulturhauptstadtjahr wird ja nun bald Geschichte sein. An Peinlichkeiten nicht eben arm sticht bei 09 insbesondere das Projekt »Linzer Auge« ins Auge (oder, da wieder entfernt, eben nicht). Chris Eder recherchierte seinen Werdegang für die doNAUtik Abteilung der Stadtwerkstatt (Seite 7). Loben kann man 09 für die Ermöglichung der Centropa-Ausstellung »Bibliothek der geretteten Erinnerungen« im Linzer Wissensturm, die Luis Liendo Espinoza für die Versorgerin besucht hat (Seite 9). Die Verfilmung von Orwells Klassiker »Animal Farm« von 1954 ist wahrscheinlich vielen noch aus dem Schulunterricht in Erinnerung. Stephan Grigat bringt Thesen zu dieser »schlechte(n) Stalinismuskritik« auf Seite 8.
Fortgesetzt wird die Versorgerin-Serie zur Medienkunst der 80er/90er Jahre auf den Seiten 10 und 11. Franz Xaver richtete seine Fragen diesmal an die Wiener Projektkünstlerin Gertrude Moser-Wagner und dem Professor in Leipzig und Künstler Helmut Mark. Der Frage, was der Unabomber Ted Kaczinsky mit der Finanzkrise zu tun hat, geht auf Seite 6 Franz Xaver in seinem Text »Kunst nach den neuen Medien« nach.
Über einen Relaunch ihres feministischen und antirassistischen Online-Magazins »migraZine« berichten die beiden Redakteurinnen Cristiane Tasinato und Vina Yun auf Seite 12.
Spotsz-Herausgeberin Tanja Brandmayr schreibt auf Seite 13 über das FDR-Projekt »Zizlau 83«, über das nun auch ein Film und ein Buch erschienen sind, und den Wohnbau der 1930er Jahre. Und schließlich – zur Stärkung der Vorfreude – ein Text von Jörg Sundermeier über die »Goldenen Zitronen«, die am 2. Dezember in der Stadtwerkstatt gastieren.

see you there?

k.



servus@servus.at

Daten speichern auf Vorrat?

Nach den Anschlägen in Madrid und London wurde mit einer EG-Richtlinie 2006 beschlossen, die Internet- und Telefonprovider zur Datenspeicherung (Data-Retention) zu verpflichten. 2010 soll es trotz EU-weit unterschiedlicher Datenschutzniveaus nun auch in Österreich zu einem entsprechenden Gesetz kommen.
Die Vorratsdatenspeicherung, also die über mindestens ein halbes Jahr gespeicherten Daten der Telefon- und Internetkommunikation (wer wen wann von wo aus kontaktiert hat), verlangt, dass Daten anlasslos und verdachtsunabhängig, sozusagen als präventive Sicherheitsmaßnahme, gespeichert werden. Ein Problem, das die Vorratsdatenspeicherung mitsichbringt, ist, dass politischer Missbrauch nicht auszuschließen ist. Ein Mailinterview mit Rainer Ruprechtsberger, Vorstandmitglied von servus.at, das die Vorratsdatenspeicherung erhellt.

Mit der Vorratsdatenspeicherung sollen alle Telefon- und Internetkommunikationsdaten gespeichert werden. Wie ist ein solcher zentralistischer Zugriff vorstellbar? Passiert die Fahndung nach dem Prinzip Zufall, Trial-Error-Methode oder nach spezifischer Suche in Clustern?

Vorstellbar ist leider sehr viel. Das Argument, dass soviele Daten überhaupt nicht auswertbar sind wurde vom technischen Fortschritt längst überholt. Wie das konkret aussehen wird, wird unter anderem von den im Gesetz verankerten Schwellen, wann auf die Daten zugegriffen werden darf, abhängen. Die Möglichkeiten sind allerdings erschreckend und wenn mensch das als Innenpolitik verkaufte Kabarett parlamentarischer Kontrolle von Polizei und Geheimdienst und die doch beträchtliche Anzahl von Fällen, in denen Daten aus der Polizei in andere Hände gelangen, betrachtet, wäre alles andere als das Schlimmste zu erwarten fahrlässig. Ich denke, der aktuelle Prozess gegen die TierrechtlerInnen illustriert hier ganz gut die Mentalität der österreichischen Sicherheitsbehörden.

Erfasst werden Kontaktdaten, nicht die Inhalte. Doch welche Aussagekraft haben diese Daten? Welchen Gewinn für die Allgemeinheit verspricht man sich im Eingriff in die Sphäre des Einzelnen? Eine IP-Adresse oder ein Mobiltelefon sind eben nicht unbedingt mit einer Person identisch; Logfiles können gefälscht werden ...

Das ist durchaus richtig. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass wir es mit einer Regierung zu tun haben, die selbst Elektronische Wahlen für unproblematisch hält. Es steht zu befürchten, dass dieses blinde Vertrauen in die Technik in Kombination mit mangeldem Verständnis der selben hier defacto eine Beweislastumkehr bringen wird. Und der Nachweis, dass du nicht vor deinem Rechner gesessen oder dein Mobiltelefon selber benutzt hast, wird gegebenfalls sehr schwierig. Wir kennen das aus dem Bereich E-Banking: die Systeme gelten als 'sicher', das heißt, du hast die Überweisung selbst getätigt, außer du kannst nachweisen, dass es möglich ist, dass es auch wer anders gewesen sein könnte. Wie willst du jedoch die Möglichkeit der Manipulation im Logsystem von z.B. A Online beweisen? Ein E-Banking System kann ja zumindest von außen 'angefasst' und theoretisch zumindest teilweise nach Lücken abgeklopft werden.
Die Befürchtung ist, dass die Daten hier als korrekt betrachtet werden und die Möglichkeit der Manipulation negiert wird. Dabei ist selbst eine zweifelsfreie Zuordnung von IP zu einem Menschen, der zu einem Zeitpunkt A vor dem Gerät mit dieser saß, noch kein Beweis: die fragliche Verbindung könnte ja auch von einem Programm (Trojaner, Spyware, Rootkit...), welches ohne das Wissen der BenutzerIn läuft, stammen.
Das größere Problem liegt hier aber mehr in der geheimdienstlichen Auswertung (z.B. in der Form der 'allgemeinen Gefahrenabwehr und Terrorbekämpfung' durch Polizeibehörden) als in der polizeilichen Ermittlung in einem konkreten Kriminalfall. Die fehlende Beweiskraft eines einzelnen Datum wird hier durch Statistik ausgeglichen. Die geheimdienstlichen Möglichkeiten sind auch der eigentliche Zweck der Übung, selbst das deutsche BKA geht in einer eigenen Studie von 2007 von einer möglichen Erhöhung der Aufklärungsquote von 0,006 Prozentpunkten aus, das Max Plank Institut für Strafrecht kommt in einer Studie zu dem Schluss, »dass die Verfolgung von Straftaten zu gerade einmal 0,002% durch eine Vorratsspeicherung von Verkehrsdaten effektiviert werden könnte.[1]«

Gibt es wie von BM Bures proklamiert, tatsächlich die technische Möglichkeit einer »Vorratsdatenspeicherung light«?

Diese Bezeichnung ist ein Euphemismus, der in Anbetracht des Eingriffs in die Privatsphäre Brechreiz verursacht. Überwachung erzeugt immer auch Konformitätsdruck, Menschen passen sich an die sozialen Erwartungen der Gesellschaft an. Die Marginalisierung abweichender Ideen und gesellschaftspolitischer Entwürfe wird dadurch verstärkt: wenn aufgezeichnet wird, dass ich damit in Kontakt getreten bin, riskiere ich damit assoziiert zu werden, auch wenn ich mich nur unverbindlich informieren will. Damit wird Überwachung immer auch zu einer Gefahr für die Demokratie, selbst wenn Missbrauch der Daten vernachlässigt wird. Selbst eine minimale Umsetzung der EU Richtline schafft hier keine Abhilfe. Der Spielraum, es noch schlimmer zu machen als vorgegeben, ist jedoch groß und die österreichische Sozialdemokratie hat ja bei der letzten Fremdenrechtsnovelle gezeigt wieviel Wert solche Aussagen haben.

Vor welchen Problemen stehen nun die Internetprovider?

Diese Frage lässt sich noch nicht beantworten. Zur Zeit ist noch nicht klar, wer überhaupt welche Daten in welcher Form speichern muss. Wir warten hier gespannt auf eine Definition von Provider, für die Speicherpflicht gilt. Der erste Vorschlag ist 2007 ja mehr oder weniger an der breiten Definition von Provider (das hätte z.B. auch servus.at betroffen) gescheitert – der Bund wollte die Infrastruktur nicht zahlen und all die kleinen Webserver-BetreiberInnen hätten das auch nicht gekonnt, wenn sie gezwungen worden wären. Zu diesem Thema ist aber noch nichts öffentlich geworden.
Letzlich werden wir alle für unsere Überwachung aber selber bezahlen. Die offene Frage ist, ob in der Form von Steuern oder höheren Kosten für Telekommunikation. Letzteres hätte allerdings sehr große Auswirkungen auf den Markt für Telekommunikationsdienste. Kapitalstarke Gesellschaften können es sich länger leisten, die Kosten nicht auf ihre KundInnen abzuwälzen als kleine Provider, deren Kosten auf KundInnen aufgerechnet wahrscheinlich auch höher liegen werden. Die großen Konzerne am Markt werden sich so eine Chance auf einen kurzfristigen Vorteil nicht entgehen lassen, um ihre Marktanteile zu erhöhen und dabei eine Reihe kleinerer Provider killen.

Inwieweit hilft TOR oder PGP?

PGP bzw. GnuPG dient zur Verschlüsselung bzw. Signatur, meist von Email, aber nicht nur dafür findet es Verwendung. Damit schützt mensch sich nicht vor der Speichung der Verbindungsdaten. Nicht umsonst wird der Vergleich mit einem Brief bzw. einer Postkarte beim Verschlüsseln von Email strapaziert. Beiden gemeinsam ist allerdings, dass AbsenderIn und EmpfängerIn für alle lesbar – damit auch speicherbar – oben stehen. Verschlüsselung ist jedoch eine Voraussetzung für Anonymisierung. Ein einzelner Knoten eines Netzwerks darf ja niemals die gesamte Kette kennen und Verschlüsselung ist die einzig sichere Methode das zu realisieren. Damit kann mensch sich auch wirksam vor Vorratsdatenspeicherung schützen. Spam sei Dank ist Email über Tor aber kaum möglich, die meisten Exit Nodes haben den Port 25 (auf dem Email Server standardmäßig erreichbar sind) gesperrt. Aber für Email gibt es seit längerem andere Lösungen wie mixmaster - hier wird PGP zur Verschlüsselung eingesetzt. Komplizierter ist das Ganze mit sozialen Netzen und anderen Webapplikationen, ohne die personalisierte Accounts nicht benutzbar sind. Wenn dieser Account einer Person zuordenbar und die Server auf denen die Applikationen laufen von der Vorratsdatenspeicherung erfasst werden, dann kann mich Tor maximal davor schützen, dass implizit auch der Ort, von wo ein Zugriff erfolgte, gespeichert wird. Finster wird es jedoch, wenn mensch an Mobiltelefone denkt. Anonyme Wertkarten sind zwar in Österreich noch erhältlich, aber dank Kameraüberwachung von Geschäften auch nicht wasserdicht.

Betriebssysteme: gibt es Vor- und Nachteile? Sind Linux-UserInnen von der Überwachung weniger betroffen? Einen Reality Check bitte.

Grundsätzlich gibt es keinen Unterschied, welches System mensch verwendet, auch keinen, welche Geräteklasse – das heißt die Vorratsdatenspeicherung schlägt auch an, wenn z.B. mit einem Smartphone in einem Geschäft nachgeschaut wird, ob ein Produkt mit meinen Allergien vereinbar ist oder – um ein verbreitetes Beispiel zu strapazieren – meine Topfpflanze twittert. Die Unterschiede ergeben sich erst wenn mensch zur digitalen Selbstverteidigung greift und sich schützen will. Die Voraussetzung dafür ist, dass ich das Verhalten meiner Geräte überhaupt beeinflussen kann. Freie Systeme sind hier die Voraussetzung, überhaupt Einfluss nehmen zu können. »What you can't open you don't own« wird hier zu »What you can't open will betray you«. Digital Restriction Management und proprietäre Formate werden damit noch bösartiger als sie ohnehin schon sind und es liegt auf der Hand, dass man sich mit proprietären Systemen und Zusammenhang mit Verbindungsdatenspeicherung in einen Teufelskreis begibt.

Danke für das Interview! (Pamela Neuwirth, servus.at Vorstand)

Vollständiges Interview unter *www.servus.at*

Quellen: Constanze Kurz und Frank Rieger vom CCC
http://www.ccc.de/de/vds/VDSfinal18.pdf

---

[1] *http://www.heise.de/newsticker/Vorratsdatenspeicherung-fuer-eine-0-006-Prozentpunkte-hoehere-Aufklaerungsquote--/meldung/92746*

Die Sicherheit, die sie meinen

Stadtwachen erfinden sich stets selbst aufs Neue. Von *Franz Fend*.

Im steirischen Fürstenfeld wird eine 17-jährige junge Frau nächst einer Disko vergewaltigt. Kurze Zeit später wird der Hauptverdächtige verhaftet. Es handelt sich um einen Türsteher der nämlichen Disko. In Ingolstadt wird ein junger Mann zu 15 Monaten Haft verurteilt. Er hatte während seines Dienstes als Türsteher einer Disko einen Gast mit Faustschlägen, Fußtritten und Schlagstockhieben schwer verletzt. Selbst als das Opfer bewegungsunfähig auf dem Boden lag, ließ der Türsteher nicht von ihm ab. Der Täter gab bei Gericht an, nur seinen Dienst versehen zu haben. In Oldenburg verweigerte der Türsteher einer Disko einem Besucher mit dunkler Hautfarbe den Eintritt in das Lokal. Als dieser den Türsteher als das bezeichnete, was er war, nämlich als Rassisten, schlug er ihn nieder und verletzte ihn schwer. Das sind nur ganz wenige Beispiele, auch hierorts häufen sich die Meldungen über das Sicherheitspersonal. Wir kennen diese ungustiösen Schlagzeilen
zur Genüge. Sie werfen ein bezeichnendes Bild auf die Akteure eines Gewerbes und sie können mit Gewissheit nicht als Ausnahmefälle bezeichnet werden, vielmehr als Typisierung all jener, die die Drecksarbeit im so genannten Security-Geschäft machen, egal ob diese von Disko-Besitzern angeheuert werden oder direkt Angestellte von Security-Firmen sind. Es ist nicht verwunderlich, dass sich diese Typen gleichen wie die Eier. Und man kann, ohne über großartige seherische Fähigkeiten zu verfügen, schon jetzt mit Fug und Recht prognostizieren, auch das Personal der kommenden Stadtwache wird sich aus solchen autoritären Charakteren zusammen setzen. Seien es jene, welche die Befehle ausführen, die sie erhalten und jene, die sie erteilen auf politischer Ebene.

Soziale Segmentierung

Worum es bei der künftigen Stadtwache gehen soll, das haben die politischen Akteure bereits im Wahlkampf kundgetan. Die Soziologen nennen es die Stratifizierung des öffentlichen Raums, was die Aufteilung der Stadt nach sozialen Schichten meint. Andere Wissenschafter und Urbanitätsforscher nennen es das Ausschließen gewisser sozialer Schichten aus unterschiedlichen städtischen Zusammenhängen. Als Werkzeug für diese Ausschlüsse wird das so genannte subjektive Sicherheitsempfinden herangezogen. Vizebürgermeister Erich Watzl (ÖVP) bediente dieses Werkzeug in seinen Wahlkampf (wir erinnern uns an die Plakate mit Messern und Spritzen) perfekt. In der Unterlage zu seiner Verunsicherungs-Kampagne hatte Watzl schon Klartext gesprochen. Seines Erachtens seien unter anderem folgende Faktoren für ein schwindendes Sicherheitsgefühl in der Stadt ausschlaggebend: eine »hohe Quote an Sozialfällen, eine geringe Eigentumsquote an Wohnraum und ein hoher Migrantenanteil". Übersetzt bedeutet das, dass jene, die auf Sozialtransfers angewiesen sind, die Armen also, für eine geringe Sicherheit verantwortlich sind. MigrantInnen mussten ohnehin schon immer als Sündenbock für dies und jenes herhalten, jetzt werden sie per Stadtpolitik als Sicherheitsrisiko eingestuft. Ja selbst jene, die sich keine Eigentumswohnung oder ein Haus leisten können oder wollen, und daher in Mietwohnungen leben, gelten per Watzl-Definition als Sicherheitsrisiko. Also ist die Mehrheit der LinzerInnen ein Sicherheitsrisiko. Das ist neu, aber so klar hat es bis dato noch keiner formuliert.

Der zukünftige Sicherheitsstadtrat Wimmer von der FPÖ bringt auf der Homepage der Stadt Linz ebenfalls zum Ausdruck, was er zu seinem Kerngeschäft zu machen gedenkt. Er werde gegen »Überfremdung, Geburtenrückgang, Inländer-Abwanderung, Mangel an Wohnraum, Billiglohn-Konkurrenz, steigende Arbeitslosigkeit und nicht zuletzt eine ausufernde Kriminalität« zu Felde ziehen. Abgesehen davon, dass sich die Verantwortlichen die Frage gefallen lassen müssen, was diese rechtsextreme Propaganda auf der Homepage der Stadt Linz verloren hat, bringt es die Aufgabenstellung in seinem Ressort auf den Punkt. Wimmer macht nur allzu deutlich, wen die künftige Stadtwache unter der Fahne der städtischen Sicherheit sekkieren wird. Das Feld der Verdächtigen wurde bei beiden Sicherheitsfanatikern, Watzl wie Wimmer, auf weite Teile der Bevölkerung ausgeweitet. Dass jetzt bereits MieterInnen zu den gefährlichen Subjekten gezählt werden, konnte nur mit medialer Unterstützung funktionieren. Es dürfte gewissermaßen als Wink mit dem Zaunpfahl zu verstehen sein. Wenn diese sich nicht wohl verhalten und dem vorherrschenden Sicherheitsgeplärre zustimmen, werden sie die nächsten sein, die ins Visier der Sicherheitskräfte geraten werden.

Lügenstatistiken

Noch funktioniert das Gerede davon, dass man ohnehin nur die Ängste der BürgerInnen ernst nehmen würde, und dass man das legitime Sicherheitsbedürfnis der BürgerInnen respektieren würde. Aber genau diese Ängste und das Sicherheitsgefühl sind keine naturgegebenen Phänomene. Es gibt zahlreiche Beispiele in europäischen aber auch amerikanischen Städten dafür, dass das so genannte subjektive Sicherheitsgefühl erst dann wesentlich zurück gegangen ist, wenn ebendieses in den Medien massiv thematisiert worden ist. Also ist der Begriff Gefahr im Zusammenhang mit einem Stadtteil nicht nur eine höchst subjektive Angelegenheit, sondern auch ein Produkt eines medialen Diskurses. Medien und jene Politiker, welche die Sicherheitspanik darin verbreiten, berufen sich gerne auf die Kriminalstatistiken, die sie selber lancieren. Dabei sind Kriminalitätsstatistiken laut Helge Peters, einem Soziologen und kritischen Kriminologen, nichts anderes als »Tätigkeitsberichte der für die innere Sicherheit zuständigen Instanzen.« Selbst das deutsche Bundeskriminalamt warnt davor, dass Kriminalitätsstatistiken keineswegs eine getreues Abbild der tatsächlichen Entwicklungen seien. Vielmehr hängen sie von der Konjunktur der jeweils vorherrschenden Bedrohungsszenarien und Feindbilder ab. Und, hier beißt sich die Katze in den Schwanz, diese werden von den zuständigen Politikern und deren Zuarbeitern in den Medien bestimmt.



Park, Punk, Bier – ein Fall für die Stadtwache.

So hat Watzl in seinem degoutanten Wahlkampf diese Spirale in Gang gesetzt. Er verweist auf die »Amtshandlungen« der so genannten Grazer Ordnungswache und die Hauptgründe für deren Einschreiten: So sei Fehlverhalten in Grünanlagen der Hauptgrund für ihr Einschreiten. Wer denkt da nicht sofort an die Kids an der Donaulände und MigrantInnen im Volksgarten. Weitere Einsätze betrafen Alkoholexzesse im öffentlichen Raum, das Einschreiten gegen Straßenmusikanten und Bettler sowie Lärmbelästigungen. Dass hier nicht gegen vorweihnachtliche Punschstände vorgegangen worden ist, sondern gegen Leute, die sich im Supermarkt ihre Getränke holen und in Parks verzehren, liegt auf der Hand. Das Problem ist in Graz dasselbe wie anderswo. So genannte Problemgruppen werden nur zu solchen, wenn sie in den Fleischwolf der medialen Debatte gezerrt worden sind. Und die mediale Debatte beruft sich wiederum auf die Einsätze der Ordnungswache.

Trügerische Gefühle

Wenn hierorts erst eine Stadtwache eingerichtet ist, das kann man schon jetzt mit Gewissheit behaupten, wird sie zum Selbstläufer werden. Sie wird gegen Kids, BettlerInnen und MigrantInnen losgehen. Wenn der politische Verantwortliche den Kampf gegen die »Überfremdung« als seine oberste Priorität sieht, kann das gar nicht anders sein. In ihren Tätigkeitsberichten wird stehen, dass der Großteil der Fälle MigrantInnen, BettlerInnen und Kids betreffen. Die Medien und die Politik werden sich auf diese Zahlen stürzen und das Sicherheitsgefühl wird noch mehr gesunken sein, als dies in den letzten Jahren herbei geschrieben worden ist. So wird Sicherheitspolitik gemacht. Dass allein die Anwesenheit von Security-Personal, egal ob in den Uniformen von Polizei, Group four (die mit der Stadtwache ein riesiges neues Geschäftsfeld kommen sieht) oder der Gemeindestadtwache das Sicherheitsempfinden senkt, ist allein durch die Anwesenheit dieses Personals gewiss. Aber so ist es ja auch immer gedacht gewesen. Wenn das Sicherheitsgefühl am Boden ist, lassen sich repressive Maßnahmen einfach leichter argumentieren und durchsetzen. Und das ist gewiss im Sinne eines Detlef Wimmer, den nicht einmal das Bundesheer, welches ja nicht gerade als Hort des Antifaschismus gilt, in die Offiziersausbildung genommen hat, weil er zu sehr einem rechtsextremen Umfeld entstammt. Aber er sollte sich nicht täuschen, auch die ÖVP hat geglaubt, mit einem Polizeieinsatz gegen die alternative 1. Mai Demo 2009 politisches Kleingeld wechseln zu können. Und der Schuss ist bekanntlich gewaltig nach hinten losgegangen.

Die Ehrenrettung einer Generation

Anna M. Liebmann über die StudentInnenproteste

Am 17. November wird der International Students Day begangen, in Erinnerang an die Ermordung von neun tschechischen Studenten durch die SS 1939 als Antwort auf Studentenproteste in Prag, die sich gegen die deutsche Besatzung richteten. Weiters wurden tschechische Universitäten geschlossen und anschließend beschlagnahmt, Studentenheime gestürmt, und über tausend Studenten ins KZ Sachsenhausen verschleppt.

Wahrscheinlich wäre dieses Datum in Österreich unbeachtet geblieben, so wie es anderen »Spezialtagen« geht, solange sich niemand um sie kümmert. Es ist ja selten ein Datum-an-sich, das auf Interesse stößt, sondern das Interesse ist vielmehr Ausdruck der Stärke einer Bewegung oder Lobby, die ein Datum zum Anlass nimmt.

Und nach vier Wochen Besetzung des Auditorium Maximum an der Universität Wien verliert sich zwar das mediale Interesse in Österreich, aber allein schon das Überschwappen der Proteste auf Deutschland gibt Anlass zur Verwunderung ob der Durchsetzungskraft.

Beinahe schon die Ablehnung der »Leidensdruck-These« revidierend stoßen die Proteste aufgrund der äußerst gewandten medialen Selbst-Repräsentation der Protestierenden auf Verständnis. Selbst »alte Neoliberale« wie der Rektor der Universität Wien zeigen Verständnis für die Frustration der Studierenden ob ihrer ungenügenden Lage.







Fotos: Andrea Mayer-Edoloeyi

Der Umstand, dass die versuchte Abwehr des Bachelor-Master-PhD-Systems an einer Kunstuniversität in Wien als Initialzündung für die Besetzung etlicher Hörsäle in Österreich und Europa ausreicht, rückt von den StudentInnen ausreichend angesprochene Punkte ins Licht: Die zunehmende Ökonomisierung der Bildung, als Bologna-Prozess bekannt, hat in ganz Europa katastrophale Auswirkungen.

Stand nach Demonstrationen gegen Schwarz-Blau die versuchte Verhinderung der Studiengebühren, die von der Implementierung des Universitäts-Gesetzes 2002 ablenkten, im Vordergrund, so arbeitet sich eine neue Generation an StudentInnen mit der vor sieben Jahren beschlossenen systematischen Aushungerung, den Folgen der Entdemokratisierung und des gesteigerten Leistungsdruck auf alle Universitätsmitglieder ab. Dabei hängt sich der Protest an einem Punkt auf: der sich zunehmend verschlechternden Qualität der Lehre aufgrund der viel zu hohen TeilnehmerInnenzahlen in Lehrveranstaltungen und den immer repressiveren »Lösungsansätzen« (zusätzliche Zugangsbeschränkungen, Knock-Out-Prüfungen in der Studieneingangsphase) dieses Problems seitens der Politik. Dass sich die StudentInnen im Gegenzug dieser Entsolidarisierung verweigern und einen neu überdachten und erweiterten freien Hochschulzugang entgegensetzen, ist ihnen hoch anzurechnen. Die StudentInnen sowie sich solidarisierende Universitätsmitglieder kritisieren vehement bestehende Ausschlussmechanismen im tertiären Sektor, wie soziale Segregation, rassistische Verdoppelung der Studiengebühren für studierende Nicht-EWR-Bürgerinnen, und bauliche Barrieren für Personen mit körperlichen Beeinträchtigungen.

Erstmals in der Geschichte Österreichs gibt es einen gemeinsamen Ruf aller an der Universität vertretenen Gruppen nach Öffnung des tertiären Bildungssektors als Gegenentwurf zu den von Wirtschaft und Politik favorisierten weiteren Beschränkungen.

Richteten sich die Proteste 1996 und 2001 noch gegen konkrete Maßnahmen der Regierung und versuchten einen Status Quo gegen enorme Verschlechterungen der Studienbedingungen zu verteidigen, erhalten diese Proteste eine neue Qualität, indem sie gegen keine neuen Maßnahmen ankämpfen, sondern selbsttätig eine neue Richtung für Universitäts- und Gesellschaftspolitik einfordern und gleich anbieten. Universitäre Bildung wird hier nicht mehr als Elitenbildung verstanden, es geht auch nicht um das Verwertungspotential in der Wirtschaft, vielmehr wird der emanzipatorische Charakter von Bildung in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, nicht die mangelnde Rentabilität von SeniorenstudentInnen.

Kernaufgaben von Universitäten anhand von gesellschafts-, umwelt- und sozialpolitischen Anforderungen der nächsten zwanzig bis dreißig Jahre neu zu verhandeln und festzulegen und sich danach um die Umsetzung und finanzielle Ausstattung zu kümmern, wäre eine Aufgabe der Politik ebenso wie die Teilnahme aller Betroffenen am Entscheidungsprozess zu organisieren, nur versagt diese bei diesen Fragen. Stattdessen nehmen sich die Protestierenden dieser Frage an und legen innerhalb weniger Wochen mehr diskussionswürdige bildungspolitische Ansätze auf den Tisch als alle Bildungsminister der geschätzten letzten fünfzehn Jahre, denen über die gesamte Zeit nichts anderes einfällt als Ausleseverfahren im Vorschulalter.

StudentInnen machen sich selbst zu ExpertInnen in ihrer Sache, abseits von parteipolitischen Trara und Politikkindergarten à la Österreichische HochschülerInnenschaft, und schaffen damit ganz nebenbei so etwas wie die Ehrenrettung einer Generation.

Bei den letzten Nationalratswahlen waren wir 20 - 29jährigen (Ex-) StudentInnen ja als perspektivenlose, brave, entmündigte politikverdrossene FPÖ-wählende Dummhirnis abgeschrieben, die glauben sich gegen ein Politik-Establishment zu stellen, wenn sie auf kurzhemdelige Bubis hineinfallen, und durften uns von fünfzig- und sechzigjährigen Jugendforschern in überteuerten Lederjacken anhören, wie gut, wie schlecht oder wie sonstwie wir es nicht hätten. Zwar wären wir mit dem Internet besser unterwegs und hätten das mit dem Web2.0 schon drauf, und in Iran hätten Kollegen auch eine ansehnliche Revolte losgetreten, nur um uns war's eigentlich schon g'schehn. Gefangen in der Praktikumshölle würd' aus unserer Generation nix mehr wer'n, voll durchschaut ab auf den Müllhaufen mit uns. Dass mit diesen Einschätzungen eine Generation ihren Bankrott auf eine etwas jüngere projiziert, machen die Proteste deutlich. Den Tod der Sozialdemokratie nach ihrem Wachkoma ab 1989 nehmen die Fünfzigjährigen viel schwerer, schlagen sich noch immer mit der angeblichen Aussichtslosigkeit des Kapitalismus herum und laborieren an den Psychopharmaka, die sie aus falsch verstandenem Pragmatismus gegen jegliche Utopie, jede Vision einnehmen.

Denn entgegen Verleumdungen, entgegen dem Abschreiben meiner Generation haben wir Lazzerato und Negri, genauso wie Butler und Holloway nicht nur gelesen, sondern auch verstanden. Und die Erkenntnis, dass Ausnutzung gemeint ist, wenn Praktikum drauf steht, ist kein Privileg habilitierter SoziologInnen. Wir sehen auch Geschlechterungerechtigkeiten, Barrieren und Rassismus, und uns widern hierarchische Strukturen an. Also her mit der Basisdemokratie mit oder ohne haarige Achselhöhlen. Und das Anrecht auf ein menschenwürdiges Dasein außerhalb der Erwerbsbiographie ist nicht verhandelbar.

Dass sich der Kapitalismus derzeit weniger vor entideologisierten linken Protesten als seinen selbst gestellten Fallen fürchten muss, und die Proteste wahrscheinlich weniger am Status Quo rütteln, als ihnen zustünde, ist so schade wie vorhersehbar. Eine bildungspolitische Debatte wird vorerst nicht in ausreichendem Maße geführt werden, insbesondere, als dass sich der zuständige Bildungsminister auf dem Weg auf die europäische Abschiebebank befindet. Die Verweigerungshaltung seitens der Politik schmälert nicht die Leistung der StudentInnen, ihre Spontaneität, ihre Kreativität im Protest, ihre Fähigkeiten zur Selbstrepräsentation. Ihre Solidarität und ihr Eifer sind beachtenswert. Außerdem stellen die StudentInnen eine Kernkompetenz tertiärer Bildung unter Beweis: nicht nur fachliches Verständnis, über das ich nicht in der Lage bin ein Urteil zu fällen, sondern Engagement an der Gesellschaft, Interesse an komplexen Sachverhalten und die Fähigkeit diese in Zusammenhang zu setzen. Sehr gut, weitermachen!

Die letzten Wochen rücken auch wieder ins Bild, wie gegenseitig fördernd, ansteckend und inspirierend Protest sein kann, dass es unter Umständen gar nicht darum geht, was jetzt alles durchgesetzt werden soll (wir sind ja nicht bei Kollektivlohn-Verhandlungen), sondern was der Protest als Bewusstseinsschaffung unter den TeilnehmerInnen erreicht. Die Ernüchterung nach Ende kann gar nicht so groß sein, dass nicht das Gefühl entstünde, viel daraus gelernt zu haben.

Chronologie der Ereignisse mit Schwerpunkt Linz

20. Oktober, 12:00:	Pressekonferenz an der Akademie der Bildenden Künste
20. Oktober, 12:25:	Besetzung der Akademie der Bildenden Künste
22. Oktober, 8:30:	Proteste vor dem BMWF
22. Oktober, 13:15:	Besetzung des Auditorium Maximum an der Universität Wien
27. Oktober, 13:50:	Besetzung HS1 Universität Linz
31. Oktober, 21:30:	Stadtwerkstatt verlegt Konzerte in den HS 1 der Universität Linz
4. November:	Spätzünderin Kunstuni Linz: Einrichtung des Basislager K2
5. November:	Bundesweiter Aktionstag, mit Demonstrationen in mehreren österreichischen und deutschen Städten, darunter auch in Linz. Am Abend Diskussion u.a. mit Robert Menasse in der Stadtwerkstatt
6. November:	Freiwillige Räumung des Hörsaal 1 an der Universität Linz
9. November:	Besetzung des Hörsaal 3 an der Universität Linz
16.-19. November:	Aktionswoche der Linzer Universitäten im Zusammenhang mit dem International Students Day, an dem sich StudentInnen in 25 Ländern beteiligen.

Herr Groll ist solidarisch und kocht eine Fischsuppe

Eine Geschichte aus dem besetzten Auditorium Maximum an der Universität Wien von *Erwin Riess*.

Ist ein Volk in Ruhe, glaubt man nicht,
daß es je in Bewegung gerät.
Ist ein Volk einmal in Bewegung,
glaubt man nicht, daß es je zur Ruhe kommt.

La Bruyère

Auf dem Gang vor dem Auditorium Maximum herrschte reger Betrieb. Studenten strömten aus dem Hörsaal, man hörte Pfiffe und lautes Klatschen, dann wurde die Tür wieder geschlossen. Junge Leute bildeten auf dem Gang kleine Gruppen, in denen die Ergebnisse der Plenarberatungen diskutiert wurden. Die Besetzung des großen Hörsaals ging in die vierte Woche. Das Medieninteresse war enorm; ausländische Zeitungen und Fernsehstationen berichteten laufend über den Aufstand der Wiener Studenten. Zwar wohnte Groll im nördlich der Donau gelegenen Arbeiterbezirk Floridsdorf, was im Audi Max geschah, verfolgte er dennoch mit großer Sympathie. Als er eine Liste mit den Forderungen der Studenten in die Hand bekam, stand sein Entschluß fest: Er würde die gerechte Sache mit einer Geste der Solidarität unterstützen. Er kochte einen großen Topf Fischsuppe, ließ sich von einem befreundeten Weinhauer mit dem Traktor zur Uni chauffieren und baute vor dem Audi Max einen Stand auf, wo er die Fischsuppe gegen einen Solidaritätsbeitrag feilbot.
Fünf Portionen Suppe hatte Groll bereits ausgeschenkt, da verweigerte er dem sechsten Interessenten die Schüssel. Auch der Dozent, Grolls Bekannter aus dem noblen Hietzing, Millionenerbe und Privatgelehrter der Soziologie, begehrte einen Teller Solidaritätssuppe. Er sei weder Student noch Besetzer, erklärte Groll, er solle sich seinen Wanst gefälligst in Millionärsausspeisungen vollschlagen. Er, Groll, habe gehört, daß es in Hietzing Massenausspeisungen für bankrotte Millionäre gebe, die in vermeintlich mündelsichere Aktien österreichischer Unternehmerdynastien investiert und damit Totalverluste realisiert hätten.
»In den Ausspeisungen, die von Caritas und 'Licht ins Dunkel' betrieben werden, kommen mit Trüffeln und Kaviar gefüllte Erdäpfel sowie mit San Daniele Schinken gespickte Knackwürste auf die Teller«, sagte Groll.
»Was für ein haarsträubender Unsinn«, erwiderte der Dozent. Ähnlichen Unsinn würden die Studenten im Audi Max verzapfen. Wer illusorische Forderungen aufstelle und diese noch mit dem Zusatz, sie seien nicht verhandelbar, versehe, sei nicht ernst zu nehmen. Auch daß die Besetzer jede Kleinigkeit im Kollektiv besprächen und keine gewählten Führer hervorbrächten, sei ein Bruch mit den politischen Gepflogenheiten.
»Da mag ich Ihnen nicht widersprechen«, sagte Groll. »Die Räteherrschaft stellt in der Tat einen Bruch mit der bürgerlichen Formaldemokratie dar. Und die Forderung nach einem augenblicklichen Ende von Ausbeutung und Rassismus ist nicht verhandelbar, sie ist ohne Einschränkung zu verwirklichen. Auch eine weitere Forderung der Studenten, die seit ewigen Zeiten versprochene Sanierung der universitären Baulichkeiten hinsichtlich Barrierefreiheit, ist nicht verhandelbar. Die Studenten fordern nur das Naheliegende, Vernünftige, sie fordern nur das Mittlere.«
»Oder das Einfache, das schwer zu machen ist. Danke, ich habe meinen Brecht auch gelesen«, erwiderte der Dozent. »Wenn Sie mir schon die Suppe verweigern, weil ich in Ihren Augen ein Kuponschneider und Schöngeist bin, dann sagen Sie mir wenigstens, was mit dem von Ihnen verdienten Geld geschieht.«
»Wie Sie wollen«, sagte Groll und schenkte eine weitere Suppe aus. Sie ging an ein bleichgesichtiges Mädchen mit traurigen Augen. »Siebzig Prozent kommen den Studenten unmittelbar zugute.«
»Und der Rest?«
»Fünf Cent kommen in einen Fonds, der den Ankauf von Kondomen finanziert. Sie dürfen nicht vergessen, daß viele der Besetzer Tag und Nacht hier sind, da dürfen die menschlichen Bedürfnisse nicht zu kurz kommen. Wer nicht ausgiebig und gut vögelt, hält nicht einmal eine Aufwallung, geschweige denn eine Revolte durch.«
»Wilhelm Reich!« rief der Dozent.
»Wenzel Schebesta, Platzwart des FC Wien – Nord«, entgegnete Groll.
»Damit haben Sie die Verwendung von fünfundsiebzig Prozent geklärt. Was ist mit dem Rest, was geschieht mit den restlichen fünfundzwanzig Cent?«
Groll rührte die Suppe mit einer PKW Antenne um. Er hatte sie vor der Universität von einem Polizei-Mercedes gepflückt.
»Ich bin nicht befugt, darüber zu sprechen«, sagte er. Wie jede ordentliche Aufstandsbewegung verfügten auch die Wiener Herbstrebellen, die von Veteranen früherer Klassenkämpfe auch die »Neuner Kavallerie« genannt wurden, weil sie es verstanden, in kurzer Zeit neuralgische Punkte der Stadt zu besetzen, über einen militärischen Arm. Von der Bühne des Burgtheaters (standing ovations und Buhrufe des Publikums) über das Wissenschaftsministerium (die Studenten verirrten sich in dem barocken Gemäuer und besetzten irrtümlich das Unterrichtsministerium) reichten die Orte des öffentlichen Ungehorsams bis zum Märzpark, der seinen Namen zum Gedenken an die proletarisierten Studenten des März 1848 trug. Im Oktober desselben Jahres wurden zweitausend Revolutionäre, unter ihnen Hunderte studentische Paupers, die mit den Erdarbeitern der Vorstädte gemeinsame Sache machten, von der kaiserlich-kroatischen Soldateska hingemetzelt. Deren Führung oblag dem Banus Jelačić, einem Blutsäufer, der im heutigen Kroatien als Volksheld verehrt wird.
Undenkbar, daß Groll dem Dozenten in die Verwendung des Restbetrages einweihte. Die fünfundzwanzig Cent waren nämlich für einen Geheimfonds bestimmt, aus dem der Ankauf zweckdienlicher Mittel für den Fall einer gewaltsamen Räumung des Hörsaals finanziert wurde. Auch bei Straßenkämpfen würden die »Audimaxisten« (so wurden die Rebellen von der bürgerlichen Presse tituliert) sich zu wehren wissen. Jedenfalls sollte an den erforderlichen Werkzeugen kein Mangel herrschen.
Ob Groll denn wisse, was das Plenum eben zuvor beschlossen habe, fragte nun der Dozent.
Groll schüttelte den Kopf.
»Dann hören Sie jetzt gut zu: Das Plenum beschloß eine Grußadresse an Michail Kalaschnikow zu dessen neunzigstem Geburtstag. Die Besetzer des Audi Max grüßen den Konstrukteur des weltweit meist verbreitetsten Sturmgewehrs!«
»Meines Wissens haben die Studenten nie gesagt, daß sie Pazifisten sind«, entgegnete Groll. »Die jungen Leute sind Realisten. Man hat sie dazu erzogen, man soll ihnen ihre Erziehung nicht vorwerfen.«
»Aber sie wurden doch nicht zum Kriegführen erzogen!«
»Woher wollen Sie das wissen? Haben Sie eine Ahnung, was sich in den österreichischen Schulen abspielt? Soll ich Ihnen erzählen, mit welch militärisch-nationalistischem Drill in Kärnten Volksschulen geführt werden?«
Der Dozent mußte einer Gruppe hungriger Besetzer den Vortritt lassen. Er kam aber später wieder und berichtete, daß eben Solidaritätsadressen aus zwölf deutschen Universitäten und streikenden Werftarbeitern aus Santander eingelangt seien. Nachdem Groll dem Dozenten eine Solidaritätsspende von zehn Euro abgetrotzt hatte, setzte er den Ausschank der Fischsuppe fort. Über deren Qualität waren die Studenten voll des Lobes. Nicht nur, daß sie mit drei Sorten Fisch – Zander, Hecht und Karpfen – aufwarten konnte; sie war auch so scharf, daß sie kompromißlerische und defätistische Haltungen für Wochen vertrieb.

Was hat der Unabomber mit der Finanzkrise zu tun?

Franz Xaver über Kunst nach den neuen Medien.

Hat die technologische Entwicklung eine Grenze?

Mit der Aufklärung bekam die Kreativität eine neue Bedeutung.
Mit jeder Erfindung wurden die Spielräume, um Neues zu entdecken, kleiner.
Mit der elektronischen Datenverarbeitung schreitet die Aufklärung exponentiell voran. Durch die Verarbeitung von Information entstand eine komplett neue Technologie, die letztlich keinem naturwissenschaftlichen Zweig zugeordnet werden kann. Die maschinelle Verarbeitung von Information begann vor über 100 Jahren. Ein grundlegend neuer Denkansatz ermöglichte vor ca. 60 Jahren die Entwicklung des Computers. Die Informationstechnologie überzeugte sofort in allen Sparten. Auch in der Wirtschaft, wo der Neoliberalismus durch die New Economy weiter gestärkt wurde.

Die Technologie der Information.

Shannon, Jaynes, Planck, Schrödinger, Boltzmann, Turing..., Pioniere in der Informationstheorie. Sie legten den Grundstein, um Mitte des letzten Jahrhunderts Information messen zu können. Dadurch konnte sie auch maschinell verarbeitet werden. Die Messung erfolgte auf einer abstrakten Ebene und wurde nicht über Semantik, sondern durch Abweichungen von Redundanz bzw. Schaffung von negativer Entropie definiert. Die Erkenntnis einer Abnahme von Entropie durch geschaffene Information spielte dabei eine zentrale Rolle. Diese Messmethode ist bis heute gültig.
Durch die Miniaturisierung der Röhren- und Halbleitertechnologie entwickelte sich die Hardware des Computers rasant. Die Software konnte meist nur auf den Fortschritt reagieren und hinkte immer ein wenig hinterher. Dies erschwerte es den Betreibern von Großrechenanlagen auf dem neuesten Stand der Technik zu bleiben.

Es entstanden kleine alternative Systeme, die einen spielerischen, kreativen Umgang mit dieser neuen Technologie ermöglichten. In Folge ergab sich eine rekursive Schleife: sinkende Kosten bei steigender Effizienz.

Wie erkennt man eine Sättigung in diesem Bereich?

Zielsetzungen eines Computerprogramms können aber außer Kontrolle geraten. Computerprogramme sind darauf ausgerichtet über mathematische Analysen und Prognosen Entscheidungen zu fällen. Programme bekamen in Folge autonome Entscheidungskompetenz, weil sie in einer Geschwindigkeit und Komplexität arbeiten, die außerhalb der menschlichen Kapazität liegt. In der Finanzwirtschaft wurde es möglich, Gewinne aufgrund kleinster Abweichungen durch eine enorme Anzahl von Transaktionen innerhalb sehr kurzer Zeitspannen zu generieren.

Um den Zusammenhang zwischen dem heutigen Stand der Informationstechnologie und der Finanzmarktkrise herzustellen, sei auf folgende Fakten verwiesen:
Eine Börse aktualisiert ihre Datensätze ca. 20000 mal pro Sekunde (ca. 20 Mrd. Datensätze pro Tag). Die handelnden Computer generieren dann über ca. 1000 Entscheidungen pro Sekunde ihren Mehrwert.[1] Da der Computerhandel im Moment vom Millisekunden- in den Mikrosekundenbereich wechselt, wird sogar der Standort des Computers wichtig. Die Laufzeit der Entscheidungen, die mit Lichtgeschwindigkeit zu den Börsen übermittelt werden, entscheiden über den Marktvorteil. Der agierende Computer muss daher möglichst nahe beim Börsencomputer aufgestellt werden, um bei dieser Jagd nach Rendite keinen Nachteil zu haben. Die Börsenaufsicht überlegt daher, allen agierenden Computern gleichlange Anschlusskabel zu geben.

Was ist bei der technologischen Entwicklung falsch gelaufen? Hat die Aufklärung ein Ablaufdatum?

Es scheint, dass der Bereich der Informationsverarbeitung und Wissensspeicherung viel mit der Evolution gemeinsam hat. Es könnte der Schluss gezogen werden, dass die Informationstechnologie durch Naturbeobachtungen entstanden ist. Aber es war die Messmethode, das Abstraktionvermögen des Menschen, der diesen Meilenstein ermöglichte. Die Natur hat ihren Fortbestand über einen Kopiervorgang gesichert und eine Möglichkeit entwickelt, Information in Genen zu speichern.
Die künstliche Informationsverarbeitung übernahm aber nur den scheinbar effizienteren Teil der Evolution. In einem naiven Fortschrittsglauben der Aufklärung, entwickelten sich Informationsspeicher und informationsverarbeitende Programme, die nichts vergessen konnten.
Die Evolution zeigte aber einen anderen Weg – den langsamen, sich ständig korrigierenden Fortschritt.
Drei Schritte nach vor, zwei zurück. Das Vergessen als Korrekturmöglichkeit ist ein wichtiger Faktor einer nachhaltigen Informationsentwicklung.
Um das Vergessen zu ermöglichen, gibt es bei der biologischen Informationsgenerierung eine Schlaf- oder Ruhephase, in der man eine alternative innere Realität erzeugt, um das Erlebte in Wechselbeziehung zu verarbeiten.
Eine Informationsverarbeitung und Wissensspeicherung ohne die Einbeziehung von Korrekturmöglichkeiten zu konstruieren, erscheint vor diesem Hintergrund als Irrweg. Sie droht an der Einseitigkeit oder der Flut von Daten zu kollabieren.

Das globale Netz.

Definition und Klassifizierung schafft Information im semantischen Kontext. Globale Wissensspeicherung erzeugt immer mehr NegEntropie (negative Entropie). Durch das Fehlen dieser Entropie wird unser Freiraum kleiner, Kreativität und Erfindungsmöglichkeiten werden zurückgedrängt. Die Aufklärung ist zu Ende. Mit nur einer Informationsquelle entsteht das Problem der individuellen Meinungsbildung, denn wenn alle Menschen die selbe Quelle zur Informationsbeschaffung verwenden, schwindet der Intellekt.

Wie können wir dieser Entwicklung entgegenwirken?

Fördert die Kunst solange es noch möglich ist!

Kunst hat die Möglichkeit Entropie in die Welt zurückzubringen.
Durch die Kunst ergibt sich die Chance, Information anders zu klassifizieren und zu vermitteln. In der Musik wird die Information weder an der Redundanz, fehlender Entropie oder am semantischen Kontext gemessen.
Kunst, die sich mit neuen Medien beschäftigte, hat die Gefahren der Informationstechnologie frühzeitig durch schwindende Inhalte aufgezeigt. Genau mit dem Zeitpunkt, als das globale Netz mit dem »http://«-Protokoll den/die letzte(n) KritikerIn überzeugte, schwanden bzw. änderten sich die Inhalte der medialen Kunst.

Für Personen, die in diesem Bereich arbeiteten und ihre Eigenständigkeit bewahren wollten, gab es nur eine Möglichkeit: Sich diese Technologie anzueignen und innerhalb des Systems zu agieren. HackerInnen, Labore in der Kunst, autonome Kulturnetze und einzelne Server entstanden und boten neue Möglichkeiten. Jene Menschen, die Arbeitsbereiche im globalen Netz durch freie Software schufen, haben eine globale Vermarktung der Information verhindert. Es ist ein Rätsel unserer Zeit, warum das Internet eigentlich niemandem gehört. Diese NetzaktivistInnen könnte man aus heutiger Sicht, gegen ihren Willen, durchaus auch als KünstlerInnen bezeichnen.

Die Kunst mit ihrem anderen Informationszugang war schon immer eine Referenz, ein Spiegel, um unsere Welt aus einer anderen Perspektive betrachten zu können. Kunst als Entscheidungshilfe über die Relevanz der Dinge, ob Inhalte bewahrt oder vergessen werden können. Der Intellekt und die Kunst sind dadurch wichtige Orientierungshilfen, die nicht verloren gehen dürfen.

Die Gefahren der einseitigen Informationsbereitstellung darf nicht unterschätzt werden. Eine sture Weiterentwickelung dieser Technik ohne Korrekturmöglichkeiten könnte jede Information (im semantischen Sinn) überall gleichzeitig verfügbar machen, was die Klassifizierung der Information im Sinn Shannons (Information entspricht der Abweichung von Redundanz) in Frage stellen könnte.

An Information sind schon Hochkulturen gescheitert. Man denke an die sagenumwobene Sprachverwirrung von Babylon bei dem der semantische Kontext der Sprache verlorengegangen sein soll.

Darum nochmal:
Fördere Entropie! Schaff Freiraum! Bastle keine Bomben! Mach sinnlose Dinge! Sei Punk! Fördere Kunst!

Bankverbindung: Hypo BLZ-54000
Kto-0000385278
Kennwort: Schaffung Entropie



Ted Kaczynksi - der richtige Gedanke, aber der falsche Weg.

---

[1] *http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20090716_OTS0244*
http://www.zeit.de/wirtschaft/geldanlage/2009-09/high-frequency-trading-dark-pools
http://www.brandeins.de/archiv/magazin/leben-in-echtzeit-wie-sie-schneller-fertig-werden/artikel/in-der-echtzeitwelt.html
http://www.handelsblatt.com/finanzen/boerse-inside/hochgeschwindigkeitshandel-temposuender-unter-verdacht;2488240

Toleranzabweichung

Die doNAUtik Abteilung der Stadtwerkstatt recherchierte das Scheitern des Projektes: »Das Linzer Auge«.

Für das Objekt »Linzer Auge« wurden in der Ankündigungsphase die verschiedensten Deklarationen genannt: Bezeichungen wie »Wahrzeichen«, »Kultur Bühne«, »urbane Strategie« und »bietet 360° Panorama« können zwar getrost als Marktschreierei beiseite gelassen werden, das Schlagwort der »Belebung des Donauraumes« ist aber ein nennenswertes Thema für Überlegungen zu dem Bauwerk. Denn das (vielerseits leider bereits prophezeite) technische Scheitern des im Kontext der »Kulturhauptstadt 2009« initiierten Schwimmkörpers könnte das Wasser für kulturelle Aktivitäten eher abgraben als beleben. Aber es gilt auch hier die Maxime »das Beste daraus zu machen« – und so soll versucht werden, aus den Vorgängen bei der Entstehung des »Linzer Auges« zumindest Wissen und Erkenntnisse über die Bedingungen für Aktivitäten auf der Donau zu gewinnen. Sie werden sehen: es misslingt.

Die technische Idee war einen Schwimmkörper mit Donaukraft in Rotation zu versetzen. Was ging also schief? Die Printmedien eignen sich nicht recht als Informationsquelle:

»Wie ›Österreich‹ aufdeckte, wurde in Bratislava, wo das 16-Tonnen-Konstrukt hergestellt wurde, bei den Kugellagern gepfuscht« oe24, 16.9.2009

»Wie in den OÖN vom Samstag berichtet, hatten die slowakischen Behörden der Kammer der Ziviltechniker, die die Stahlinsel in Urfahr installieren und der Kulturhauptstadt zum Geschenk machen will, massive Probleme bereitet.« OÖNachrichten, 11.8.2009

»Die Werft in der Slowakei, die die künstliche Donauinsel baute, habe die Kugellager falsch dimensioniert.« Die Presse 16.9.2009

»...in der Slowakei gefertigt werden. Und dort bekam das grüne Rund Ecken und Kanten. Die Werft hatte schlampig gearbeitet. Konkret waren es die Kugellager, die zu klein dimensioniert waren. Eine Umrüstung auf größere Lager scheiterte.« OÖNachrichten, 16.9.2009

»...Bei der Fertigung in einer slowakischen Werft wurde Medienberichten zufolge an den Kugellagern geschlampft (sic!)...« Rundschau, 18.9.2009
»...Gegen 7 Uhr früh wollte gestern das holländische Motorgüterschiff ›MS Reina‹ die von einem Polen in Bratislava (Slowakei) gefertigte Stahlinsel ...« OÖNachrichten 19.8.2009

Kantige Kugellager? Eine ausländische Verschwörung? Das gibt maximal ein paar Erkenntnisse über die psychische Situation in der regionalen Presselandschaft.
(Übrigens: Bei der sogenannten »Werft« in Pezinok nachzufragen, haben die SchreiberInnen bis dato allesamt vergessen).

Aus der Reparatur des stählernen Schwimmkörpers wurde ein richtiggehender Umbau. Seitens der Firma MCE, die diesen durchführt, ist zu vernehmen, dass grundlegende Änderungen vorgenommen werden mussten. Zum einen, was die Genauigkeit des geplanten Sollabstandes (11 mm) der ineinander liegenden Ringe betrifft: »Bei umfangreichen Vermessungsarbeiten für das geforderte Gutachten, wurden die ineinander liegenden Kreisbauteile vermessen, die Messkurven übereinandergelegt, und es hat sich gezeigt, dass man dabei teilweise in den negativen Bereich kam.« Diese »Toleranzabweichung« müsste eigentlich dazu geführt haben, dass eine Rotation gar nicht möglich ist. Einige Abschnitte des Bleches wurden daher herausgeschnitten und zurückversetzt. Es sei nun »eben die große Frage, ob da im Wasser Verformungen aufgetaucht sind« oder schon von Anfang an keine Drehbarkeit gegeben war. Andererseits betrifft die Änderung die gesamte Lagerung der Ringe. Es handelt sich dabei um vertikale Laufrollen und horizontale Tragerollen, die allesamt kugelgelagert sind. Es wurden zwar auch ursprünglich Normteile verbaut, doch sieht der neue Plan vor, spezielle Rollen zu verwenden, die die Kräfte nicht auf die Kugellager abgeben. Außerdem sieht man den Plan skeptisch, Metall auf Metall rollen zu lassen. Es werden nun Kunststoffrollen eingebaut. »Es soll ja schließlich noch zwei, drei Jahre halten«.

Die Architekten des Bauwerks von der Agentur »feld72« wussten bis dato noch nichts von den Schwierigkeiten mit den Laufrollen. »Es ist aber ein Unsinn, wenn geschrieben wird, die Werft hätte die Kugellager 'schlampig dimensioniert'. Für die Festlegung der Dimensionen sind nämlich nicht die Fertiger zuständig, sondern die Konstrukteure.« Die Aufgabe der Architektur bei dem Projekt hätte nur gestalterische Dinge betroffen. Allerdings hätten sie von »Toleranzabweichungen« in der Fertigung gehört. Die Konstruktion und technische Planung des runden Schwimmkörpers wurde von einem Zivilingenieur für Maschinenbau vorgenommen; die Konstruktion des Zugangssteges, der zugleich die gesamte Verheftung des Schwimmkörpers darstellt, von einem Zivilingenieur für Schiffbau. (Wer den Übergang zwischen den beiden Elementen geplant hat, ist uns nicht bekannt [Anm.]). Allerdings sei laut Architekten zu bedenken: »Wenn es aufgrund von mangelnder Fertigung anders als geplant läuft, wirken auch andere Kräfte und Lasten. Dadurch kann es sein, dass die geplanten Dimensionen nicht mehr ausreichend sind.« Metall auf Metall würde im übrigen auch bei jedem Eisenbahnzug aufeinander rollen.

Die MCE Linz musste von der ursprünglichen Planfassung abweichen. Gefragt, was sie anders gemacht hätten als der Fertiger aus der Slowakei: »Vermutlich hätten wir die Ausgangsplanung nicht annehmen können, oder eine Planänderung gefordert«. Das Problem sei, dass zwar gute Modellbildungen bzgl. Schwimmkörper und Strömungsverhalten gemacht wurden. »Aber es wurde vermutlich vernachlässigt, die praktische Umsetzung zu testen. Hier sind wir im Maschinenbau, und da gehören mehrere Personen an einen Tisch«. Bei der Suche nach Kosteneinsparung und unter Zeitdruck sei die Vergabe ein Problem, von dem viele ein Lied singen könnten, und oftmals »troubleshooting« danach notwendig wird. »Ein Auftragnehmer fertigt zunächst natürlich einfach nach Plan«.

Gefragt nach Erkenntnissen aus der Sache, sieht man es im Büro der Architekten ähnlich: »Die Kompetenz aller Beteiligten in der Entwicklungskette eines solchen Prototypen spielt eine entscheidende Rolle, denn die Leistung des schwächsten Gliedes hat große Konsequenzen für das Ganze.« Derzeit würde man das schwächste Glied in der Fertigung sehen. Es bestünden aber keine Befürchtungen seitens des Gestaltungsbüros, als nächste die Verantwortung für das Scheitern zugeschoben zu bekommen.
Es hat den Anschein, als würde überhaupt keine neue Erkenntnis herauskommen. Folgendes war nämlich bereits bekannt: Wer immer die Möglichkeit hat, einen massiv experimentellen Prototypen mit großen Geldmitteln und aller erdenklicher öffentlicher Unterstützung mitten in eine internationale Wasserstraße zu hängen und dann zuzusehen, wie er sich erwartungsgemäß verbiegt – sollte das als das verkaufen, was es ist, und nicht als ein Geschenk.

»Animal Farm« als schlechte Stalinismuskritik

Thesen zur Verfilmung von Orwells Klassiker von *Stephan Grigat.*

Das Buch »Animal Farm« von George Orwell und insbesondere seine Verfilmung aus den 1950er Jahren gelten in Deutschland und Österreich nach wie vor als vorzügliche pädagogische Mittel, um Lernenden etwas über totale Herrschaft und Diktatur beizubringen. Nachstehend einige fragmentarische Gedanken zum Aufklärungspotential dieses Klassikers.

1.

»Stalinismus« war lange Zeit ein Schlagwort im Kalten Krieg der bürgerlichen Ideologen mit dem autoritären Staatssozialismus, welches dem Antikommunismus einen moralischen Anstrich verlieh. In den postnazistischen Gesellschaften Österreich und Deutschland war der Haß auf den Stalinismus auch eine Form des Anti-Antifaschismus. An Stalin haßte man nicht seinen Verrat an der Revolution, sondern seine Rolle im »Großen Vaterländischen Krieg«, also seinen Beitrag zur Niederringung des Nationalsozialismus. Um von den über 20 Millionen von Deutschen und Österreichern ermordeten Sowjetbürgern nicht reden zu müssen, sprach man vom totalitären System des Stalinismus, das dem Nationalsozialismus eng verwandt sei. Die bürgerliche Totalitarismustheorie, über deren Horizont auch George Orwell mit seinen Vorstellungen von einem »demokratischen Sozialismus« nur selten hinauszublicken vermochte, müsste vom Kopf auf die Füße gestellt werden. Sozialistische und kommunistische Bestrebungen tendieren gerade dann zur totalen Herrschaft, wenn sie Vergesellschaftungsformen wie Staat, Nation und Wert adaptieren, wie es im Ostblock etwa im Gerede von der »sozialistischen Warenproduktion« und der »planmäßigen Anwendung des Wertgesetzes« zum Ausdruck kam. Mit der Übernahme des wertverwertungsimmanenten Produktivitätsideals hat der Sozialismus sich die Vorstellung vom Schaffenden einerseits und dieses Schaffen torpedierenden zersetzenden Kräften andererseits zu eigen gemacht – und damit den Antisemitismus geradezu abonniert. Dieser Antisemitismus resultiert aber nicht aus der Kritik im Marxschen Sinne, sondern gerade aus der Ignoranz gegenüber dieser Kritik. Die Linken tendieren nicht deswegen zum Antisemitismus, und sie begegnen Israel nicht deswegen mit Haß, Mißtrauen oder Indifferenz, weil sie zu radikal wären, sondern weil sie zu wenig radikal sind.

2.

In der Stalinismuskritik des Filmes *Animal Farm*, der in den 1950er Jahren zur gleichen Zeit entstand, als in Moskau die *Ärzteprozesse* stattfanden, bei denen sechs Juden und drei weitere Angeklagte unter anderem als »Agenten des Zionismus« unter Anklage standen, findet der Antisemitismus keinerlei Beachtung. Der Film Animal Farm von John Halas und Joy Batchelor ignoriert in seiner Stalinismuskritik nicht nur den Stellenwert des Antisemitismus in den realsozialistischen Gesellschaften. Der Film bleibt über weite Strecken selbst einer Denkart verhaftet, die nie und nimmer etwas zu Emanzipation und Aufklärung wird beitragen können. Es wird nicht einfach Herrschaft kritisiert, sondern die Herrschaft der dekadenten, in Luxus schwelgenden, trinkenden Führungselite wird im Namen des ehrlich arbeitenden, sich in Abstinenz übenden Volkes attackiert. Unterschwellig richtet sich die Kritik gegen den Luxus selbst, der doch das ganze Ziel einer ernsthaften emanzipativen Bestrebung sein müßte. Man stößt sich, ähnlich wie in den heutigen Bewegungen der Sozialneider, nicht daran, daß nicht alle gleichermaßen am Luxus partizipieren können, sondern daran, daß es nicht allen gleich schlecht geht. Und bei solch einer Denkfigur, welche die stalinistische Vergötterung der schaffenden Arbeit in die Kritik am Stalinismus übernimmt, ist es kein Wunder, daß das antisemitische Stereotyp zumindest in dezenter Ausprägung auch in der Verfilmung von *Animal Farm* nicht fehlt. Man denke nur an die Figur des Bempel, ein auf das Geld fixierter, sich nicht um die Allgemeinheit scherender Händler, der mit schlafwandlerischer Sicherheit mit einer Physiognomie ausgestattet wurde, wie sie Antisemiten für Juden reserviert haben.

3.

Der Stalinismus hat den Wunsch nach Befreiung von Ausbeutung und Herrschaft zu einer sonderbaren Vorstellung werden lassen. Das aber ist kein Grund, von der Kritik zu lassen. Auch der Film *Animal Farm* endet ja durchaus optimistisch, obwohl offen bleibt, ob das erneute Auflehnen der Unterdrückten gegen die im Schwein Napoleon verkörperte stalinistische Herrschaft am Ende des Films nun auf die tatsächliche Emanzipation zielt oder auf eine liberale, sozialstaatliche Demokratie. Das kann man sich aussuchen, was wohl einiges zum Erfolg dieses Films beigetragen hat. Den im Hintergrund agierenden Produzenten des Films ging es allerdings keineswegs um eine Verteidigung des Gedankens und der Möglichkeiten radikaler Gesellschaftskritik gegen den Stalinismus, sondern um ein Propagandainstrument im Kalten Krieg gegen die Sowjetunion, der in den 1950er Jahren auch ein Kampf gegen linksliberale Intellektuelle in den USA war. Nach Orwells Tod bemühte sich die CIA bei der Witwe um die Filmrechte für *Animal Farm*. Und Sonia Orwell trat die Rechte unter der Bedingung an den amerikanischen Geheimdienst ab, einmal Clark Gable treffen zu dürfen. Die CIA beauftragte den sowohl propaganda- als auch kunstfilmerprobten Produzenten Louis de Rochemont; und der engagierte, nicht zuletzt aus Mißtrauen gegenüber den sich im Visier des Kommunistenfressers McCarthy befindenden amerikanischen Filmschaffenden, das britische Paar John Halas und Joy Batchelor. Bis heute ist nicht endgültig geklärt, ob das gegenüber der literarischen Vorlage geänderte Ende im Film dem Wunsch von Halas und Batchelor nach einem optimistischen Ausblick oder der Einflußnahme der CIA geschuldet ist. Bemerkenswert und ganz im Sinne der CIA ist jedenfalls, daß beim Filmende die Menschen, die das kapitalistische System repräsentieren, nicht mehr vorkommen. Orwell schließt in seiner literarischen Vorlage mit einer Kritik an den stalinistischen Schweinen, die von den kapitalistischen Menschen nicht mehr zu unterscheiden seien. Diese Ununterscheidbarkeit wird im Film nur mehr in einer kurzen Sequenz thematisiert, und der Aufstand findet dann nur mehr gegen den Stalinismus statt. Das sagte den US-amerikanischen Regierungsstellen so zu, daß sie den Film mittels der *United States Information Agency* auf der ganzen Welt verbreiten ließen.

4.

Der Stalinismusbegriff dient heute Trotzkisten, Leninisten und verwandten Sozialdemokraten zur Abgrenzung. Lenin und Trotzki auf der einen und Stalin auf der anderen Seite sollen das jeweils ganz Andere gewesen sein. Und selbstverständlich gibt es diese Unterschiede, auch und gerade, was den Antisemitismus angeht. Lenins Theorie, insbesondere seine Imperialismustheorie, weist zwar strukturelle Ähnlichkeiten zum antisemitischen Weltbild auf, aber – und das sollte man heutzutage durchaus hervorstreichen – keine inhaltlichen, was sich unter anderem in der leidenschaftlichen Agitation Lenins gegen den Antisemitismus der bäuerlichen Massen in Russland manifestierte. Stalin hingegen hat nicht nur in seinen Kampagnen gegen Kosmopolitismus und Zionismus den Antisemitismus als politisches Herrschaftsmittel eingesetzt, sondern war dem antisemitischen Wahn dermaßen verfallen, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach kurz vor seinem Tode die Deportation aller sowjetischen Juden nach Sibirien plante. Doch bei allen offensichtlichen Unterschieden – für seine Kritik autoritärer Herrschaft hätte Orwell, der in seiner Buchvorlage die Russische Revolution bis 1924 durchgängig idealisiert, nicht der Erfahrungen aus dem Spanischen Bürgerkrieg und der stalinistischen Sowjetunion bedurft. Ein Hinweis auf die bolschewistische Niederschlagung des Kronstädter Aufstands als ein Beispiel von vielen für den Terror gegen die linke Opposition hätte vollauf gereicht.

5.

Der Stalinismus hat den Staatssozialismus für alle Zeiten diskreditiert, nicht aber eine auf allgemeine Emanzipation zielende Kritik, die auf die gesellschaftliche Herstellung der Möglichkeit individuellen Glücks als absoluten Gegensatz zum völkischen Identitätswahn abzielt. Wer heute noch an Gesellschaftskritik, die auf die Abschaffung von Ausbeutung und Herrschaft abzielt, festhält, muß sich Rechenschaft ablegen über die Möglichkeiten einer barbarischen Aufhebung der Gesellschaft, wie sie im Nationalsozialismus praktiziert wurde und heute beispielsweise im islamischen Djihadismus, bei allen offenkundigen Unterschieden dieser beiden Bewegungen, angestrebt wird. Diesbezüglich kann es nicht mehr um eine Kritik des Stalinismus á la Orwell gehen. Notwendig ist eine Kritik der heutigen Linken, die sich anschickt, in einem mal ideellen, mal aber auch ganz praktischen Bündnis mit Islamisten zur Vorhut eben solch einer barbarischen Aufhebung zu werden. Gesellschaftskritik hätte sich heute nicht in erster Linie über die Gefahren autoritärer Führerpersönlichkeiten bewußt zu sein, deren Kritik im Mittelpunkt von *Animal Farm* steht, sondern über die Gefahr eines spezifischen Antikapitalismus, der sich von Marx fast gar nichts, von der deutschen Ideologie aber fast alles zu eigen gemacht hat. Der realexistierenden Linken geht es heute in der überwiegenden Mehrheit nicht um individuelles Glück, sondern um Gemeinschaft. Und so übt sie auch keine Kritik, sondern hegt ihre Ressentiments, die durch einen Film wie *Animal Farm* eher bedient als destruiert werden. Diese Ressentiments richten sich gegen alles, was auch die Antisemiten hassen: gegen Urbanität, Zivilisation und Individualität, gegen Intellektualität, Abstraktheit und Künstlichkeit, gegen Liberalität, Ausschweifung und Freizügigkeit.

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Universität Wien und arbeitet als wissenschaftlicher Berater für die Kampagne www.stopthebomb.net. *Er ist Autor von »Fetisch und Freiheit. Über die Rezeption der Marxschen Fetischkritik, die Emanzipation von Staat und Kapital und die Kritik des Antisemitismus« (ça ira 2007) und Mitherausgeber von »Der Iran – Analyse einer islamischen Diktatur und ihrer europäischen Förderer« (Studienverlag 2008).*

Gerettete Erinnerungen

Luis Liendo Espinoza empfiehlt einen Besuch der Ausstellung »Bibliothek der geretteten Erinnerungen« im Linzer Wissensturm.

Seit 27. Oktober befindet sich im Linzer Wissensturm die Ausstellung »Bibliothek der geretteten Erinnerungen« des *Zentrums zur Erforschung und Dokumentation jüdischen Lebens in Mitteleuropa- und Osteuropa* kurz *Centropa*. Auf 120 Postern werden den Besuchern der Ausstellung mittels privaten Fotos und kurzen Kommentaren Familiengeschichten und Biographien des europäischen (und türkischen) Judentums näher gebracht. Die Ausstellung gliedert sich in drei Teile: Im Erdgeschoss werden Geschichten der Sephardim – Nachkommen der im 15. und 16. Jahrhundert aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden, welche sich vor allem am Balkan ansiedelten – vorgestellt. Familiengeschichten der Juden in Mitteleuropa finden sich im Foyer im I. Stock. Mitten im Freihandbereich der Stadtbücherei ist der dritte Teil der Ausstellung, der auf die Gebiete der ehemaligen Sowjetunion eingeht.

Das Besondere der Ausstellung ist die Konzentration auf die individuelle Biographie von Juden aus Europa vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Shoa und Antisemitismus werden immer wieder erwähnt, doch im Vordergrund steht die erzählerische, skizzenhafte Rekonstruktion einzelner Lebensgeschichten. Jedes der Poster erzählt die Geschichte einer Person und deren Familie und so vermag allein schon die Anzahl der Poster einen ersten Eindruck der Vielfalt des einstigen jüdischen Lebens zu vermitteln: Assimilierter Kleiderunternehmer in Bratislava, Eisenbahner in Wien, Offizier in der k.u.k. Armee in Budapest, Redakteur in Thessaloniki, Schneider in Leningrad, rauchende jüdische Frauen im Badeanzug am Donaustrand in Serbien, traditionelle sephardische Juden in Pristina. Rein äußerlich scheinen die Porträtierten nur wenig gemeinsam zu haben, doch die kleinen Hinweise in den knapp gehaltenen Kommentaren auf Verfolgung und Shoa weisen auf die Gewalt, welche erst die Notwendigkeit schuf, an solch einer »Bibliothek der geretteten Erinnerung« zu arbeiten.

Auf mehreren Video-Stationen sind zusätzlich Kurzdokumentationen zu verschiedenen Personen zu sehen. Der Fokus auf die Biographie wird in den Videos noch einmal durch einen kreativen und liebevollen Umgang mit dem spärlichen Material unterstrichen. Statt Videoaufnahmen der interviewten Personen oder historischem Filmmaterial wurden aus privaten Fotos animierte Collagen zusammengestellt, welche die gesprochene Erzählung visuell umsetzen. Ein Manko ist jedoch, dass an den Video-Stationen keine Möglichkeit besteht, die Wiedergabe von Beginn an starten zu lassen. Der Besucher muss an den verschiedenen Stationen warten, bis die Filme ihr Ende erreichen und jeweils von vorne beginnen. Die Platzierung von Teilen der Ausstellung »zwischen Getränkeautomaten und den Toiletten« (Scheller, *Standard*) wurde zu recht kritisiert. Allein im Freihandbereich der Stadtbücherei im I. Stock scheint die Absicht der Projektverantwortlichen, die Ausstellung »mitten im Geschehen« zu platzieren, wirklich gelungen zu sein. Hier stehen die Poster unübersehbar für die alltäglichen Besucher der Bücherei entlang der verglasten Fassade und der Brüstung zur Eingangshalle und wirken dennoch nicht achtlos aufgestellt.

Abgesehen von diesen praktischen Mängeln fehlt es der Ausstellung an vertiefendem Informationsmaterial sowohl für interessierte als auch gänzlich uninformierte Besucher. Die äußerst knappen Kommentare, welche die verschiedenen Teile der Ausstellung einleiten, sind im jeden Fall zu wenig, um sich auch nur einen oberflächlichen Eindruck der Thematik zu verschaffen. Auch der Ausstellungskatalog bietet hierbei keine Hilfe und beschränkt sich auf die bloße Wiedergabe der ausgestellten Objekte. Die grundlegende Konzeption der Ausstellung, Shoa, Verfolgung und Geschichtswissenschaft nicht in den Vordergrund zu stellen, soll dabei jedoch nicht in Frage gestellt werden. Doch ohne entsprechendes Hintergrundwissen drohen die einzelnen biographischen Geschichten für den anvisierten »niederschwelligen« Besucher auseinander zu fallen. Es fehlt an Orientierungspunkten, die fragmentarischen Teile räumlich, zeitlich und letztlich auch qualitativ zueinander in Beziehung zu setzen. Die zu *rettenden Erinnerungen* betreffen nicht allein Individuen, sondern ganze gesellschaftliche Kulturen, die von Ersteren kaum zu trennen sind.



Abhängen am Criş Fluss (Rumänien, 1940)

Nur wenige Menschen haben heute eine Vorstellung von der Größe und überwältigenden Vielfalt des jüdischen Lebens in Europa. Wer weiß schon, dass in Osteuropa Millionen von Juden in Hunderten Gemeinden (Schtetl) und Städten (Schtot) mit mehrheitlich jüdischer Bevölkerung bzw. großen jüdischen Anteil lebten, in denen ein jüdisches Proletariat bestehend aus Handwerkern, Arbeitern, Kleinhändlern, Lastenträgern oder einfach *Luftmenschen* (ohne Perspektive, gesichertes Einkommen oder feste Beschäftigung lebte ein Teil der jüdischen Bevölkerung sozusagen *von Luft* und wurde entsprechend genannt) in bitterster Armut um sein Überleben kämpfte? Eine diskriminierende Gesetzgebung, die Anfänge der industriellen Massenproduktion und die anachronistischen sozialen und ökonomischen Strukturen vervielfachten die Verelendung in den jüdischen Gemeinden und Regionen Ende des 19. Jahrhunderts. In Polen und Russland lebten Schätzungen zufolge 70% der jüdischen Bevölkerung in Armut und waren oft auf Almosen und fremde Hilfe angewiesen. Die Schtetl bildeten abgeschlossene jüdische Lebenswelten in den rückständigen agrarischen Strukturen Osteuropas. Es gab kein Gas, keine Elektrizität, kein fließendes Wasser, die Straßen waren verschlammt, die Häuser baufällig. Kleine Stuben wurden oft von mehreren Familien bewohnt, Kinder litten an Unterernährung. Allein die starken religiösen und sozialen Banden innerhalb der Gemeinden verhinderten den Ausbruch tödlicher Hungersnot und sozialer Krisen. Im krassen Gegensatz zu diesen elenden ökonomischen Bedingungen stand jedoch das kulturelle Leben dieser Gemeinden. Auch den ärmsten Kindern wurde ein Unterricht zuteil, Gelehrsamkeit wurde gemeinhin höher geschätzt als Reichtum und zu jüdischen Feiertagen und festlichen Anlässen versuchten selbst *Luftmenschen* sich und ihr karges Heim herauszuputzen. Völlig anders gestaltete sich freilich das Leben der assimilierten Gemeinden in Mitteleuropa. Doch auch hier gab es bemerkenswerte Erscheinungen eines gesellschaftlichen jüdischen Lebens, wie es zum Beispiel an einem Foto der Ausstellung aus der Slowakei ersichtlich wird, das jüdische Sportler bei einem Umzug anlässlich einer *Makkabiade* zeigt. Die Existenz dieses Kosmos jüdischer Gesellschaften mit seinen Licht- und Schattenseiten, die Mannigfaltigkeit des jüdischen Lebens in den Schulen, den Synagogen und der Arbeit wird in der Ausstellung zwar durch einzelne Fotos dokumentiert, doch die Dimensionen dieses Lebens sind nur schwer aus den privaten Fotos herauszulesen. Die Geschichte der jüdischen Gemeinden in West- und Osteuropa zu erzählen, ist freilich nicht Aufgabe der Ausstellung, doch wären deutliche Hinweise in diese Richtung hilfreich gewesen. Ansonsten könnten für unkundige Betrachter der Fotos, diese Zusammenhänge allzu leicht aus den Augen verloren werden. Einige wenige zusätzliche Poster mit ausführlicheren historischen Anmerkungen beispielsweise zur Größe der jeweiligen Gemeinden, Karten, chronologischen Informationen und Literaturhinweisen hätten hier schon gereicht, um diese Einordnung zu erleichtern.

Die »Bibliothek der geretteten Erinnerungen« ist nur ein Teil der umfassenden Arbeit von *Centropa*. Zentrale Aufgabe von *Centropa* ist die Dokumentation und Bewahrung der jüdischen Geschichte im Europa des 20. Jahrhunderts. Dazu wurden u.a. über Tausend Interviews mit Zeitzeugen aus ganz Europa geführt, private Familienfotografien digitalisiert, und Videodokumentationen gestaltet. Auf der *Centropa-Homepage* finden sich u.a. ein Archiv mit über 25.000 Fotos von Juden aus Europa (und Türkei), dutzende Filme, die auch auf einem eigenen You-Tube Kanal gesendet werden, Augenzeugenberichte zur Reichspogromnacht 1938 in Wien und ein *Sephardic Center* mit umfassenden Hintergrundberichten. In jedem Fall lohnt sich ein Besuch der Ausstellung, die einen interessanten Kontrastpunkt zur herkömmlichen Reduktion der Geschichte der Juden auf Shoa und Verfolgung setzt. Zu sehen noch bis zum 11. Dezember im Linzer Wissensturm.

Links:
www.centropa.org, *www.youtube.com/user/centropaoffice*

Mythos Medienkunst

In der Reihe Mythos Medienkunst geht es um ein strapaziertes Genre, dass in den frühen 80iger Jahren Aufbruchsstimmung verbreitete. Für Linz war es die »ars electronica«, die sich bis dahin hauptsächlich mit elektronischer Musik beschäftigte. Sie bekam nun mit der Medienkunst Unterstützung aus dem Videobereich und aus der bildenden Kunst. Die Vermischung der elektronischen Medien unterstützte nicht nur die Ästhetik in ihren skulpturalen Aufbauten, sondern auch die performativen Inszenierungen. Spartenübergreifend und interdisziplinär wurde einer digitalen Welt entgegengefiebert.
Die InterviewpartnerInnen dieser Reihe zeugen von einem interessanten Zeitabschnitt der unter anderem auch für die Kulturhauptstadt Linz sehr prägend war. Neben der »ars electronica« und der so genannten ersten Generation (Weibel, Export, Kriesche) waren damals in Österreich auch viele jüngere KünstlerInnen aktiv, die den Übergang zum digitalen Zeitalter mit künstlerischen Arbeiten begleiteten. Leider werden diese Arbeiten in der Aufarbeitung der österreichischen Geschichte zu wenig berücksichtigt. Wir verweisen auf Kisten von Bandmaterial, die in der STWST aber auch bei anderen KünstlerInnen lagern und aus mangelndem Interesse von öffentlicher Seite verrotten. Spinde der KunststudentInnen auszuräumen, um die Bänder teilweise ungefragt zu digitalisieren, zeugen sicher nicht von der Aufbruchstimmung der 80iger Jahre.

Für diese Ausgabe interviewte Franz Xaver Gertrude Moser Wagner und Helmut Mark.

Ihr wart vor dem Internet in der Kunst aktiv. Was hat sich durch das Internet für euch geändert?
Ist für euch durch das Internet etwas anders geworden?

Gertrude Moser-Wagner: Ich habe als Bildhauerin sehr physisch und experimentell begonnen und datiere meine erste wichtige Arbeit (Lecksteinprojekt DELEATUR, 1985) in eine Zeit ohne Internet. Sie enthält dennoch alles, was auch später ein wesentlicher Charakterzug meiner Projekte werden sollte: Objekt, Ort, Wort, Zeit/Prozess, Stadtraum, Kommunikation/Mitwirkende und vor allem eine gute Idee samt allem Aufwand, um diese vor Ort durchzuführen. Später nannte ich diese Methode »Konzept und Koinzidenz«.
Durch das Internet wurde vorerst, ganz funktionell, die Reichweite der Kommunikation und Projektarbeit erweitert und erleichtert, was mehr Internationalität mit sich brachte. Allmählich veränderten sich die Parameter – die ich oben aufzählte – in ihrer Gewichtung untereinander und mein Verständnis von Kunst, die in den Alltag hinein reicht, die gesellschaftlich Stellung nimmt und auch mit Wissenschaft arbeitet, nahm zu.

Helmut Mark: Zusammen mit anderen Künstlern, u. a. Robert Adrian X oder Zelko Wiener, habe ich bereits in den frühen 80er Jahren an Telekommunikationsprojekten mitgewirkt. Schon damals war das Experimentieren mit elektronischen Medien Teil meiner künstlerischen Praxis.
Ende 1993 habe ich schließlich, zusammen mit Max Kossatz, die Internetplattform »The Thing Vienna« gegründet – als autonome Außenstelle des von Wolfgang Stähle 1993 in New York gegründeten »The Thing.« Begonnen haben wir damals mit einem textbasierten Mailboxsystem, das mit anderen Thing-Knoten – neben New York waren es vorwiegend Standorte in deutschen Städten – einzelne, auf Kunst und Medien bezogene Diskussionsforen austauschte. Soweit ich mich erinnere, war es die damalige Intention, eine Art elektronische Kommunikationsskulptur zu generieren. Zwar waren wir davon überzeugt, dass das Internet eines Tages zu einem massenhaft genutzten Medium werden würde, aber der Stand der heutigen Entwicklung war zum damaligen Zeitpunkt natürlich nur bedingt vorhersehbar. Erst als unsere Plattform immer umfangreicher wurde und der Betreuungsaufwand, die technische Infrastruktur und – damit verbunden – der Finanzierungsbedarf immer größer wurden, sahen wir uns plötzlich mit der Situation konfrontiert, dass die künstlerischen Intentionen der Anfangszeit immer mehr zugunsten eines Dienstleistungsanbieters aufgegeben wurden. Ab diesem Zeitpunkt sank das Interesse an der Nutzung und Bereitstellung dieses Mediums und wir stellten ab 2000 schrittweise den Betrieb ein (Inzwischen ist »The Thing Vienna«, neben anderen Netzprojekten, wieder als Archiv – im Rahmen des von Dieter Daniels initiierten Ludwig Boltzmann Instituts »Medien.Kunst.Forschung.« – abrufbar).

Heute sehe ich in der Entwicklung der künstlerischen Nutzung des Internets viele Parallelen zu anderen technisch basierten Kunst-Disziplinen, wie etwa Computergrafik, Computeranimation, Videokunst, Netart, etc. Zu Beginn stand immer die Faszination für das »Neue« – in Entwicklung befindliche – Medium. In pionierhafter Weise folgte dann das Experimentieren und Ausloten der – noch nicht festgelegten – Möglichkeiten hinsichtlich der Nutzung, meist verbunden mit utopistischen Vorstellungen oder Wünschen und am Ende des Prozesses wandelt sich das Medium meist zum profanen Werkzeug oder Distributionsmedium für jedermann.

In welchem Arbeitsbereich habt ihr früher gearbeitet, wo steht ihr heute?
Wie differenzieren sich die Genres: Video-, Skulpturale-, Medien-, Digitale Kunst?
Welche Rolle hatte der theoretische Diskurs?
Wie hat sich dieser in den Jahrzehnten verändert?

Gertrude Moser-Wagner: Wenn ich meine ersten zehn Jahre betrachte, so hatten neben Objektkunst und Installation vor allem Fragen zu Konzept und Raum, Bewegung und Prozess oder Eingriff am Ding selber eine Bedeutung, klassische Skulpturprobleme, wenn man so will. Sicherlich beeinflusste mich dabei auch die Tatsache, dass ich zu der Zeit Lehrbeauftragte an der Akademie am Schillerplatz und später an der Angewandten, also täglich mit StudentInnen konfrontiert war. Selber hatte ich am Schillerplatz bei Bruno Gironcoli studiert, war aber oft an der Angewandten anzutreffen, weil dort Theorie und Internationale Vergleiche geboten wurden, die Medienkunst und Performance diskutiert wurden (z.B. Peter Weibel oder Bazon Brock). Frauen gab es damals in Wien noch nicht als Professorinnen, die Galerie Grita Insam vor allem machte sich mit Künstlerinnen einen Namen als »Informationsgalerie«. Frauen griffen zu den »Neuen Medien«, weil diese historisch nicht belastet waren.
Heute kann ich international arbeiten und mehr reisen, viele Projekte realisieren. Meine Arbeit ging in Richtung Projektkunst. Ich nehme Orte zum Anlass oder Situationen, die mich bewegen, stören oder irritieren und in denen ich ein Potenzial vermute. Daher auch die Notwendigkeit, meine Kunst physisch zu minimieren und virtuell zu maximieren, wobei der Evokationscharakter wichtig bleiben sollte (also auch Performance, poetische Intervention, Medienkunst und ephemere Realisationen).
Video ist mir immer ein Begleiter, seit Anfang schon, sei es im Konzeptuellen, in der Dokumentation oder Reflexion und auch als eigenständiges Medium.
Die genannten Genres sehe ich, vom Standpunkt der Konzeptkunst aus, als brauchbar an, sie differenzieren einander nur in der Schwerkraft, die sie beanspruchen und die Sprache hat dann die Funktion, die Verhältnisse der Dinge herzustellen. Ich bin handwerklich keine Expertin einer bestimmten Disziplin, ich kreiere auch keinen Mythos des Fiktiven oder Virtuellen, denn das Gegenwärtige ist das Poetische. Was ich nicht selber machen kann, lasse ich herstellen (in der Tradition der Konzeptkunst stehend). Am ehesten arbeite ich noch in der erweiterten Skulptur, auch wenn ich mir dort das Handwerk oft versage, damit mein Atelier nicht übergeht. Meist sehe ich meine Werke als Modelle an, andockfähig für etwas viel Größeres im Denken.
Das Werk kann dann in entsprechenden Medien hergestellt werden, muss aber nicht: so wie etwa Luft ein Trägermedium für Töne ist, ist es das Denken für die Werke. Das will ich visualisieren und frage mich, wie ich es landen soll.
Die theoretischen Diskurse fand ich zu Anfang/Mitte der Neunzigerjahre, wo ich sie in Wien, Linz und Graz mitverfolgte, interessant. Es wurde noch um die Sache selbst gestritten (zB Video versus Film) und nicht um die Macht (wer hat das Sagen, bekommt das Geld) und es gab vielleicht weniger Seilschaften. MedienkünstlerInnen wie Valie Export und Richard Kriesche, um nur einige aus Österreich zu nennen, nahmen als VorreiterInnen wichtige gesellschaftliche Themen auf, die medienkritisch und kontroversiell diskutiert wurden. Auch gab es anscheinend weniger KünstlerInnen als heute und an den Geldtöpfen kaum Kunstbeamte, die die neuen Formen verstanden und mutig förderten (so wie etwa Peter Zawrel und Werner Timmermann, zu der Zeit). Ankäufe neuer Werkformen und Mischformen von Skulptur und Video sowie frühe Computerarbeiten gab es in Wien selten, einige Werke wurden vom NÖ Landesmuseum St.Pölten angekauft, einige vom Johanneum in Graz, wie kürzlich eine Ausstellung an beiden Häusern zeigte.
Aber ein guter Diskurs erzeugt ja eventuell auch gute RezipientInnen, freilich war die heute so genannte Medienüberflutung noch fern, die Internet-Euphorie war mit paradiesischen Demokratievorstellungen verbunden, aber Medien-Visonäre wie Bob Adrian X oder die Kunstradiogründerin Heidi Grundmann waren damals schon skeptisch, eben weil gesellschaftlich hoch aufmerksam (was neuerdings wiederkehrt, diese Aufmerksamkeit, aber weniger oder gar nicht in der Digitalen Kunst, scheint mir – mehr im öffentlichen und sozialen Raum und in Künstlerstrategien vor Ort).

IN DER
fluc ht
GASSE
IST EIN
LECKSTEIN
AUFGESTELLT

Gertrude Moser-Wagner, DELEATUR, 1985-86
Intervention

Helmut Mark: Ich habe mich immer als Künstler gesehen, der eher konzeptuell-inhaltlich, aber auch universell in verschiedenen Disziplinen und mit den verschiedensten Materialien arbeitet. An dieser Praxis hat sich bis heute nichts wesentlich geändert.
Zu Beginn der 90er Jahre hat mich persönlich aber der von Gene Youngblood geschriebene Artikel »Metadesign« sehr beeindruckt (übrigens ebenso die Bücher von Marshall McLuhan oder Peter Bürgers »Theorie der Avantgarde«). Ich hatte bis etwa 1992 als Künstler an relativ vielen – auch internationalen – Ausstellungen teilgenommen, die Akzeptanz künstlerischer Medienarbeiten war aber nicht befriedigend. Arbeiten, die elektronische Gerätschaften nutzten, wurden ab Beginn der 80er Jahre bei internationalen Großausstellungen meist in räumliche und thematische Nischen abgeschoben. Neben meinen meist skulpturalen Arbeiten hatte ich aber eben auch großes Interesse, an kollektiven medialen Projekten mitzuwirken (zu erwähnen wären hier vor allem: UFVA-Unabhängiger Film Video Austria, Multivision 82, 83 und 84 im Rahmen der Wiener Festwochen, die Telkommunikationsprojekte mit der Gruppe Blix und eben »The Thing Vienna«). Bei fast allen diesen Projekten ging es u.a. auch darum, alternative Vermittlungsstrukturen zu generieren und wir waren begeistert vom Versuch und der Chance dies mit den neuen elektronischen Kommunikationsmedien zu erreichen. Obwohl bereits damals die Ambivalenz bezüglich der Nutzung elektronischer Medien durch Künstler ein oft diskutiertes Thema unter uns Beteiligten war, überwog doch die Utopie, dass mit diesen kollektiven Projekten eben auch neue und alternative Vertriebsstrukturen und Rezeptionsmöglichkeiten geschaffen werden.

Was bedeuten und bedeuteten für euch die Begriffe: Interdisziplinär – Interaktiv – Dezentral?

Gertrude Moser-Wagner: »Interdisziplinär« ist die Verbindung von Disziplinen, die vorerst getrennt und eigenständig ihren Fragen nachgehen. »Interaktiv« bedeutet das Vice Versa einer Aktion in vieler Hinsicht, nicht nur in technologischer Weise, sondern auch von KünstlerIn und Publikum etwa. »Dezentral« heißt nicht auf ein Zentrum hin gebündelt, sondern verteilt in Kanäle und Bereiche, die auch auswärts funktionieren und arbeiten. Alle drei Begriffe kommen in meiner Arbeitshaltung vor.

Helmut Mark: In meinem Verständnis von Kunst spielen diese Begriffe, wie übrigens auch diverse Genrebezeichnungen, keine vorrangige Rolle. Ich ging immer von der Annahme aus, dass es relevante oder weniger relevante künstlerische Äußerungen gibt. Die Mittel, Werkstoffe oder Medien waren und sind für mich dabei zweitrangig. Anders verhält es sich mit diesen Begriffen natürlich hinsichtlich des Funktionierens einer pluralistischen, demokratischen und transparenten Informationsgesellschaft. Dort sind es notwendige und wesentliche Merkmale.

Es geht speziell um die Zeit vor 1995. Wie seht ihr diese Zeit im Rückblick?
Wird von den österreichischen Kulturträgern diese Zeit genügend dokumentiert?

Gertrude Moser-Wagner: Die Zeit vor 1995 war hochinteressant, denn ein Kunstbegriff schien den nächsten abzulösen, die Medienkunst war als breites und neues Feld von technologischen Möglichkeiten keine Vision mehr. Die Kunstakademien in Wien hatten sich umstrukturiert, zumindest am Schillerplatz kam eine neue Lehrendengeneration zum Zug und alte Privilegien fielen (bis zu der Zeit gab es acht! Malerklassen). Eine neue hiesige StudentInnengeneration erzeugte Interesse in der Galerieszene Wiens. Das Depot war als Diskursort entstanden und die Kunstschaffenden lernten »Auskunft« zu geben. Man erwartete zurecht einen Theorieschub, der jedoch ausblieb oder, was ich eher denke, nicht die Öffentlichkeit erreichte, die sich inzwischen dem internationalen Kunstgeschehen angepasst hatte.
Die Zeit 1985-1995 sollte von den österreichischen KulturträgerInnen besser und breiter dokumentiert werden, da fand Pionierarbeit und Experiment statt, speziell auch in der Medienkunst, Konzeptkunst und Projektkunst und in feministischen Haltungen, die heute wie selbstverständlich einverleibt sind und an der Oberfläche mitzitiert werden. Sie müssen nicht mehr durchgesetzt werden gegen die Malerei und die Galerienkunst, sondern sind längst Teil davon. Ende der Achtziger- und Anfang der Neunzigerjahre fand zusätzlich die Frage nach dem öffentlichen Raum und einem neuen Publikum für Kunst seinen Anfang, auch diese war schon im Mediendiskurs, der ja näher an der Gesellschaft ist, vorbereitet (z.B. Medienwerkstatt Wien).

Helmut Mark: Die späten 70er und frühen 80er Jahre, also die Zeit meines Studiums in Wien, waren von der Beuys'schen Idee des erweiterten Kunstbegriffs geprägt. Performance-Kunst, Land-Art, Appropriation-Art, mediale oder interaktive Events und Videokunst waren die Bereiche, die uns junge Künstler damals interessierten. Oswald Oberhuber, dessen Bedeutung als Hochschullehrer viel zu wenig gewürdigt wird, Peter Weibel, Bazon Brock waren die bestimmenden Professoren an der »Angewandten«. Die Galerien »Modern Art« (heute Galerie Grita Insam), »Nächst St. Stephan« und später auch »Krinzinger« boten zu dieser Zeit die interessantesten Ausstellungen. Die einzelnen künstlerischen Bereiche waren sehr durchlässig und die Bedingungen für Künstler in Wien begannen sich – analog zur Veränderung der Stadt hin zu mehr Weltoffenheit – zu verbessern. Ohne diese Zeit verklären zu wollen, aber es war in dieser zutiefst grauen Stadt eine Stimmung des allgemeinen Aufbruchs unverkennbar. Der Mitte der 80er Jahre einsetzende Kunstmarkt-Boom begünstigte zwar eher die traditionellen Disziplinen, aber auch im Bereich der »Neuen Medien« war die gestiegene Akzeptanz spürbar. KünstlerInnen, die mit Video arbeiteten, schlossen sich zu einer Gruppe (UFVA) zusammen, um ihre Arbeiten kollektiv zu zeigen und um sie besser zu vermarkten. Die Gruppe BLIX veranstaltete Events, wie z.B. Telephon Konzerte. Zu dieser Zeit und in Folge entstanden weitere KünstlerInnengruppen mit den verschiedensten Schwerpunkten (z.B. Molto Brutto, Pas Paravant, Die Damen, You Never Know, Kunstlabor, Hilus etc.). Es wäre sicher ein spannendes und vor allem notwendiges Unterfangen, diese Zeit einmal umfassend aufzuarbeiten.



Helmut Mark: VIDEOSKULPTUR, 1991
Foto auf Fotopapier, Courtesy Kunstverein Medienturm, Graz

Ist von euren Arbeiten jemals etwas von einer Sammlung (Museum) angekauft worden?
In welchen Medien sind eure Arbeiten dokumentiert?
Welchen Stellenwert hatte bzw. hat das Ars Electronica Center/Festival in eurem Genre?
Wie seht ihr die Rolle des AEC als Museum der Zukunft?

Gertrude Moser-Wagner: Künstlerische Arbeiten von mir wurden von öffentlichen Sammlungen angekauft (von BMUKK, MA7, Albertina, MAK, NÖ-Landesmuseum, Joanneum Graz sowie von diversen Universitätsbibliotheken) und einiges ist in Video- und Mediensammlungen dokumentiert (LOOP-Medienforschung, Sixpack-Film, Medienwerkstatt Wien, Ursula Blickle-Stiftung u.a.). Durch diese Institutionen sind meine Videoarbeiten auch weltweit in Museen, Bibliotheken, Universitäten, Bookshops vorhanden und meine Arbeiten werden allmählich zur Kenntnis genommen und bibliografisch verwertet oder Aspekte davon aufgearbeitet durch Bücher und Dissertationen.

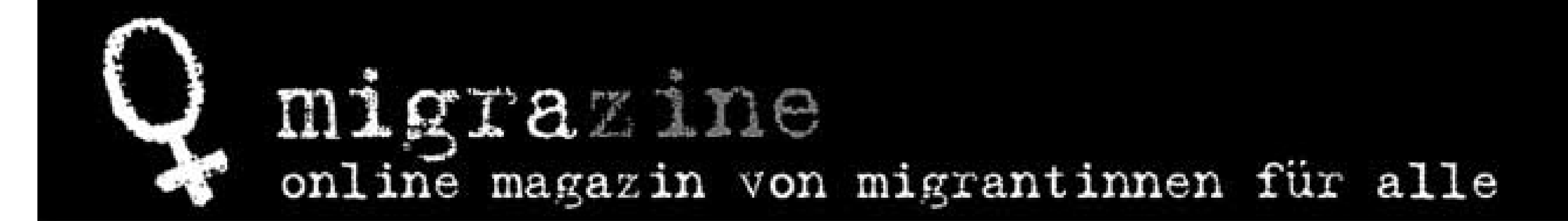
Das Ars Electronica Center und das zugehörige jährliche Festival war eine sehr frühe internationale Diskursschiene und hat Linz international bekannt gemacht (ähnlich wie die Dokumenta die Stadt Kassel aufwertete). Ich fuhr und fahre regelmäßig zum Ars Electronica Festival. Das AEC scheint mir neuerdings durch seine Verbindung mit Fragen der Life Science eine auch gesellschaftlich relevante und zukunftshältige Institution geworden zu sein, doch würde ich mir mehr kritische Impulse wünschen, die zu diesem Thema von Linz ausgehen. Wünschenswert wäre ein Museum, das hochsensibel die neuen Entwicklungen beobachtet und darauf reagiert. Bisher ist nur der affirmative und technisch hochwertige Charakter auffällig.

Helmut Mark: Arbeiten von mir wurden von einigen Museen angekauft (z. B. Tiroler Landesmuseum, Museum Moderner Kunst – Wien, Museion – Museum für moderne und zeitgenössische Kunst – Bozen, Museum für angewandte Kunst – Wien, Generali Foundation – Wien, Sammlung Gertraud und Dieter Bogner – Buchberg). Dokumentiert sind Arbeiten von mir in den verschiedensten Kunstmagazinen und Ausstellungskatalogen.
Die Ars Electronica spielte für mich immer eine große Rolle. Nämlich insofern, als ich das Festival seit der Gründung beinahe jedes Jahr besuchte und die Vorträge und Symposien und viele der peripheren Veranstaltungsprojekte und vor allem die Atmosphäre des Festivals als überaus bereichernd empfand. Bedauerlich war, dass die Präsentationsbedingungen für skulpturale/installative Arbeiten nicht immer optimal waren und dass, vor allem in jüngster Zeit, die Demonstration der jeweils neuesten technischen und wissenschaftlichen Möglichkeiten – zu Lasten inhaltlich bestimmender Arbeiten – zu sehr im Vordergrund stand. Das hat in meiner Wahrnehmung sicher dazu beigetragen, dass die Bedeutung des Festivals für mich persönlich abgenommen hat.
Kritisch sehe ich das neue Ars Electronica Center. Als lokale pädagogische Einrichtung erfüllt das AEC sicher eine wertvolle Funktion, als international ausgerichtete Vermittlungsinstitution künstlerisch-wissenschaftlicher Inhalte, oder gar als »Museum der Zukunft« empfinde ich die derzeitige Ausrichtung – trotz interessanter Ansätze ... nicht als wegweisend.

Links: Gertrude Moser-Wagner, Projektkünstlerin Wien
www.moser-wagner.com, *www.taste.at*

Diskursive Opposition

migraZine, das feministische und antirassistische Online-Magazin des autonomen Migrantinnen-Zentrums maiz, startet neu durch. *Cristiane Tasinato* und *Vina Yun* aus der migraZine-Redaktion berichten von den Hintergründen.



Im Mainstream der österreichischen Medien haben Migrant_innen[1] bis auf wenige Ausnahmen nur selten die Möglichkeit als Produzent_innen zu partizipieren. In den kommerziellen wie öffentlich-rechtlichen Medien wird ihre Anwesenheit auf die Rolle des Objektes im Rahmen von Berichterstattungen reduziert, in der Regel erscheinen sie als Täter_innen oder als Opfer.

Zwar ist die Teilhabe von Migrant_innen in den sogenannten alternativen Medien – insbesonders im Bereich der Freien Radios – größer und ihre Repräsentation vielfältiger und differenzierter. Trotzdem sind die meisten nicht-kommerziellen Print- und Online-Medien weiterhin durch die Abwesenheit von Migrant_innen als (Mit-)Verantwortliche im redaktionellen Bereich bzw. als Autor_innen gekennzeichnet.

Zudem haben sich auch in Alternativmedien Hierarchien zwischen mehrheitsösterreichischen Mitarbeiter_innen und migrantischen Sendungsmacher_innen bzw. Autor_innen gebildet, etwa entlang der Art des Arbeitsverhältnisses (bezahlte vs. ehrenamtliche Arbeit) oder der Frage von Entscheidungskompetenzen (Redaktionsverantwortung vs. freie Mitarbeit). Auch aus diesem Grund wurden in den letzten Jahren vermehrt eigenständige migrantische Medien gegründet, die allerdings aufgrund mangelnder struktureller und finanzieller Förderung kontinuierlich um ihre Existenz kämpfen.

migraZine feiert Relaunch!

Vor diesem Hintergrund startete 2006 migraZine (*www.migrazine.at*), herausgegeben von der autonomen Migrantinnen-Selbstorganisation maiz in Linz (*www.maiz.at*). Das mehrsprachige Online-Magazin hatte zum Ziel, kritische migrantische Stimmen in der medialen Öffentlichkeit hörbarer zu positionieren und gegen die stereotype, rassistische wie sexistische Darstellung von Migrantinnen aufzutreten. Zugleich wollte migraZine auch gezielt Informationen für in Österreich lebende Migrantinnen bereitstellen, z.B. mit Tipps für den Zugang zu Förderungen für Kulturarbeit oder mit Kontakten und Anlaufstellen im Sozialbereich. Aufgrund der geringen ökonomischen und personellen Ressourcen in der migraZine-Redaktion war es allerdings schwierig, gleichzeitig neue inhaltliche Beiträge aufzustellen und den Info-Pool kontinuierlich upzudaten. Nach drei Jahren wurde das Magazin-Konzept daher neu überdacht: migraZine sollte weniger Service sein, dafür stärker in aktuelle Diskurse intervenieren.



Panel-Diskussion bei Civil Media in Salzburg

Anfang November 2009 – nach einer mehr als einjährigen Vorbereitungsphase – feierte migraZine einen Relaunch: Ab sofort erscheint das Netzmagazin vierteljährlich, ausgewählte Themenschwerpunkte und ein Mix aus Reportagen, Analysen, Interviews und Kommentaren verleihen migraZine einen stärkeren »Magazin-Charakter«.

Neu ist auch der Untertitel: »Online-Magazin für alle« (vormals: »Online-Magazin von und für Migrantinnen«). Soll heißen: migraZine ist für alle da – ob Migrant_innen oder Mehrheitsangehörige, Kulturarbeiter_innen, Haushaltsfrauen, Deutschkursfrauen, Studierende, Queer-Aktivist_innen oder Interessierte am Themenbereich Migration und Antirassismus.

Obwohl es in migraZine nicht nur um migrationsspezifische Themen geht, ist unser Blick immer von unserer Erfahrung und gesellschaftlichen Positionierung als Migrantinnen geprägt. Den Begriff »Migrantin« verstehen wir dabei nicht als ethnisch definierte, sondern als politische Identität, als »Bezeichnung eines oppositionellen Standorts« und im Sinne einer »feministischen und antirassistischen Parteilichkeit«.[2] migraZine ist: selbstorganisiertes Partizipieren an der Medienlandschaft, Einmischen in den herrschenden Diskurs, Demokratisierung der Information. Unsere Perspektive ist feministisch und antirassistisch, mit hoher Affinität zu kulturellen Themen. migraZine will keine »objektive« Berichterstattung leisten, sondern versteht sich als Plattform für unterpräsentierte Stimmen bzw. marginalisierte Positionen.

Neben zahlreichen (teils ehrenamtlichen) Mitarbeiterinnen und Autorinnen gibt es bei migraZine ein kleines bezahltes koordinierendes Redaktionsteam, bestehend aus Migrantinnen der ersten und zweiten Generation. migraZine steht zudem in Kooperation mit anderen alternativen Medien – z.B. dem feministischen Monatsmagazin »an.schläge« (*www.anschlaege.at*), dem linken Zeitungsprojekt »MALMOE« (*www.malmoe.org*) oder der entwicklungspolitischen feministischen Zeitschrift »Frauensolidarität« (*www.frauensolidaritaet.org*) – und veröffentlicht regelmäßig Beiträge aus diesen, um inhaltliche Schnittstellen sichtbar zu machen und kritische Öffentlichkeiten miteinander zu vernetzen.

Aus dem Inhalt von migraZine #1

Die erste Ausgabe des neuen migraZine featuret zwei thematische Schwerpunkte:

In der Rubrik »Fokus« dreht sich alles ums Wählen als demokratisches Grundrecht und Mittel politischer Mitbestimmung. Anlass ist der internationale Bleiberechtstag. Unter dem Titel »Wer die Wahl hat, hat das Wahlrecht« werden bestehende und mögliche Modelle des Wählens und des Wahlrechts aus politikwissenschaftlicher, historischer und aktivistischer Perspektive diskutiert. Die Kernfrage lautet dabei: Wer kann am politischen Leben partizipieren? Unter welchen Bedingungen und in welcher Form?

Auf politische (Lebens-)Realitäten zielt auch der zweite Themenschwerpunkt »Say my name, say my name« in der Rubrik »Pixel« ab: Selbstdefinition, Selbstrepräsentation und Subjektwerdung erlangen nicht zuletzt auch durch selbst verliehene Namen Wirklichkeit. Die Bandbreite der hier versammelten Beiträge reicht von der Selbstbezeichnung »Black« im brasilianischen Kontext bis hin zu »People of Color«-Bündnissen als politische Strategie von marginalisierten Stimmen in Deutschland.

»Crossover« ist die dritte Rubrik, die Beiträge »quer durch alle Genres, Kontinente, Dimensionen« vorstellt. Zu lesen in migraZine #1 sind hier u.a. ein Bericht zu Street-Art als Protestform in Mexiko und Argentinien und ein Interview zum kritischen Umgang mit Antiziganismus, der seit einigen Jahren in Europa einen erneuten Aufschwung erlebt.

Alltag, Protest und Medienkultur kommentiert auch der wöchentlich neu befüllte »migraBLOG« in antirassistischer, feministischer und queerer Perspektive.

Wir sagen: Lest uns! Join us! Spread the word!

Links:
www.migrazine.at
www.facebook.com/migrazine

---

[1] Mit dieser Schreibweise wird versucht, geschlechtergerechte Sprache zu erweitern: Es geht nicht nur um Männer und Frauen, wie die mittlerweile verbreitete geschlechtersensible Schreibweise »-Innen« nahelegt, sondern auch um Geschlechteridentitäten, die jenseits oder im »Dazwischen« der traditionellen Zweigeschlechtlichkeit begreifen, wie z.B. transgeschlechtlich, intersexuell oder queer.

[2] Selcuk Yurtsever-Kneer (FeMigra Frankfurt): »Strategien feministischer Migrantinnenpolitik«, *www.trend.infopartisan.net/trd0104/t110104.html*

Idylle im Industriegebiet

Buch, Film und Installation – Das Kollektiv von »Zizlau 83« ließ im Rahmen vom Kunstuni-bestOff ihre Teilnahme beim diesjährigen Festival der Regionen Revue passieren. Von *Tanja Brandmayr*.


Foto: zizlau 83

»Da Dobusch baut si a neichs Goartenheisl«. So gehört von PassantInnen, die im November den Innenhof des ehemaligen Finanzamtkomplexes durchkreuzten. Es war dort ein Hausgerüst aufgestellt, das, zumindest für ein Bürgermeister-Gartenhaus extrem mickrig aus dem angrenzenden Gebäude wuchs. Und in das zudem einige kleinere, schäbig wirkende Versatzstücke eines alten Hauses eingehängt waren – ein ausgeschnittenes Fenster, ein Türschloss, Teile einer Wand. Deshalb fiel die Antwort nicht unberechtigt so aus: »Ob des fertig wird?«

Natürlich handelte es sich um etwas anderes, nämlich um ein Kunstprojekt im Rahmen des diesjährigen Kunstuni-bestOffs: Das Kollektiv von »Zizlau 83« präsentierte an diesem Ort eine Dokumentation ihres im Rahmen des »Festivals der Regionen« durchgeführten Projekts, das in der Zizlau stattfand. Bekannterweise wurde die Siedlung von St. Peter 1938 für den Bau der »Hermann Göring Werke« abgerissen, allerdings blieben südlich des Dorfes St. Peter circa 15 der ursprünglich 60 Häuser der Zizlau stehen, die wegen der schwarz gebeizten Holzverkleidung auch einmal als »Negersiedlung« bezeichnet wurden. Heute im Eigentum der MCE und mitten in Industriegebiet und Schwerverkehr, leben dort noch einige wenige Familien oder nutzen »ihr« Haus als Wochenenddomizil – und haben dort eine teilweise seltsam anmutende Idylle entstehen lassen. Auf einem Spaziergang durch die unbekannteren Gefilde der Stadt wurden zwei der künftigen ProjektgestalterInnen von einer Bewohnerin auf einen Kaffee eingeladen und damit auf eine Idee gebracht, die den bemerkenswerten Ort als solchen thematisieren wollte. Was »Festival der Regionen«-Leiter Martin Fritz später als »vielfältiges Arsenal an künstlerischen Möglichkeiten« bezeichnete, mit denen sich die Projektgruppe diesem Ort annäherte, stellte sich für das Kollektiv vom Zizlau-Projekt als pure Notwendigkeit heraus, um der Vielschichtigkeit dieses Ortes gerecht zu werden. Treffen hier doch Stadtgeschichte, BewohnerInnenschicksal, Industriegeschichte, Wirtschaft, Verkehr und Naturoase aufs Heftigste aufeinander. Und finden doch einen gemeinsamen Nenner des Zusammenlebens, der nicht zuletzt im Wissen um das langsame Verschwinden der Siedlung festgelegt ist: Ein Haus wird abgerissen, sobald dessen Bewohner ausziehen oder versterben. Der Verfall, der schlechte Standard, den man zuerst bemerken will, erweist sich als Fehlen einer langfristigen Perspektive, als schleichende Umwidmung von Wohnraum zu Industrieraum. Nimmt man – etwas frei hergeleitet – ein Zitat des kürzlich verstorbenen Philosophen Claude Levi-Strauss, der sein Ich »als Ort, an dem Dinge geschehen« definiert hatte, so könnte man die Zizlau als vielsagenden Ort des geschichtlichen Zusammentreffens, des Weichens, des langsamen Verschwinden-Müssens und Wiederverwertens von Identitätsteilen der Stadt Linz bezeichnen.


Foto: Vojtech Zitek

Konsequenterweise wollte das Kollektiv deswegen keine vorgegebenen künstlerischen Gestaltungen des Ausagierens, der Partizipation oder anderer beschlagworteter Zugänge durchexerzieren. Sondern es fanden vielmehr skulpturale und diskursive Ansätze prozesshaft zusammen, »um zuallererst die Aufmerksamkeit auf diesen Ort zu lenken«, so Petra Moser, eine der ProjektbetreiberInnen. Dementsprechend war Zizlau 83 ein Projekt des Verweilens und des Gesprächs mit Besucher- und BewohnerInnen, die etwa »eigentlich nicht bedauern«, dass der Wohnraum verloren geht, »das sei schon ok so, man habe das immer gewusst«, die aber natürlich auf das Verschwinden der Häuser emotional reagieren. Man fand letztlich als Kollektiv von sechs Leuten – Sabina Köfler, Kristina Kornmüller, Stefan Messner, Petra Moser, Ulrike Seelmann und Felix Vierlinger – einen Zugang, den seltsam wild-romantischen Ort zwischen Lagerplätzen und Industrie zu thematisieren. Es wurden die vier Außenwände eines bereits leerstehenden Hauses mit den vier Wertigkeiten »Kunst, Geschichte, Material, Emotion« belegt. Die vier »Wertewände« wurden dann für skulpturale Eingriffe der BesucherInnen freigegeben, die sich daraus ein Stück Haus aussuchen, aussägen lassen und mit nach Hause nehmen konnten. Die Materialität des Holzhauses wurde zum Kunstobjekt – als skulpturales Fragment einer historischen, fast verschwunden Siedlung; oder die Teile wurden wieder gelagert und anders verwertet, etwa durch das noch laufende Projekt »Schwemmland«, das im Hafen eine »Nischenerzählung Hafenviertel« betreibt und sich schon eines Teils des Gelben Haus Bellevue angenommen hat. Ein Teil von Bellevue wird recycled und dient im Moment als Winterlager, später soll dieser Teil jedoch als Primärstruktur für ein geplantes Fischlokal im Hafenviertel verwendet werden. Und im Hafenviertel soll auch »das historische Geschenk« von Zizlau 83 eingepasst werden: »[…] Als Fassadenteil, das es ist, soll es über den Umweg des Kunstwerks wieder Teil einer Fassade im Hafenviertel werden.«

Das Haus Zizlau 83 ist mittlerweile abgerissen. Teile dieser Fassade wurden aber von den neuen Besitzern ausgeborgt, um sie eben auch in die Installation von besagtem »Bürgermeister-Gartenhaus« einhängen zu können. In den angrenzenden Innenräumen bei bestOff wurden allerdings auch andere dokumentarische Teile präsentiert: Historisches Material, ein Fotobuch, das die Hausbesitzer und die Teile auswies, andere Projektfragmente … und ein Film, der das Projekt begleitete und in dem auch die Abendveranstaltungen gezeigt wurden. Es konnte unter vielen anderen zum Beispiel Mieze Medusa gelauscht werden, die eine Lesung von 83 Zeilen vortrug, was Räume alles können sollen: »[…]Ein Zimmer mit Ersatzteilen für mein Lächeln. Ein Zimmer, in dem sich die Socken selbst sortieren. […]Ein Zimmer als Spiegelkabinett. Ein Zimmer, das in den Rucksack passt. […]Ein Zimmer – vielleicht das wichtigste – mit einer Tür nach draußen.«

Abschließend soll auf die Entstehungsgeschichte der Siedlung eingegangen werden, zumal das Projekt die Materie auch auf diskursiver Ebene zwischen Kunst und Geschichte thematisierte, namentlich durch diverse Einladungen von Kunstuni-Personal oder des Geschichteclubs Stahl. Dabei erwies sich die Geschichte zur Siedlung als fragmentarisch vorhanden, wenngleich die Siedlung Zizlau auch eines der ersten Projekte des sozialen Wohnbaus in Linz darstellte: Die »Siedlungsgenossenschaft des OÖ. Landesverbandes gemeinnütziger Baugenossenschaften in Linz« war Bauherr der ersten Stadtrandsiedlung von Linz Zizlau-St.Peter, die 1932 errichtet wurde. Die Besonderheit war, dass die Errichtung dieser Siedlung als »Hilfe zur Selbsthilfe« gedacht war, zumal die ambitionierten Linzer Siedlungsbauten nicht zuletzt wegen der Weltwirtschaftskrise ins Stocken kamen. Einerseits waren ambitionierte Pläne neuerer Wohnformen vorhanden. Aber das, was der erste Nachkriegsbürgermeister Ernst Koref als ein Erbe des Nationalsozialismus bezeichnete, nämlich den Wandel der Stadt »von der Barockstadt zur Barackenstadt«, stellt der Historiker Helmut Lackner in einen Zusammenhang zwischen der Wirtschaft des dritten Reichs und den Maßnahmen auf dem Sektor des Wohnbaus in Linz, der stattdessen forciert wurde. Diese Entwicklung zeichnete sich bereits vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten durch etwas ab, was Lackner »in politischen wie ökonomischen Notsituationen« eine »Ähnlichkeit der Konzepte« nennt. Die »Nebenerwerbssiedlungen« die zugleich immer »Stadtrandsiedlungen« waren, waren bestenfalls noch durch eine »Idee der Gartenstadt« kaschiert, die sich noch während der ganzen Zwischenkriegszeit in die Stadtplanung mischte. In Wahrheit war dieses Ideal schwer von der Notlage der breiten Bevölkerung überdeckt und stellte einen ideologischen Rückgriff auf die konservativ-agrarromantische Siedlerbewegung dar. »Diese Siedlungshäuser waren vor allem für Erwerbslose, Saison- und Kurzarbeiter bestimmt. Die Baukosten wurden durch billigste Bauweise, unbezahlte Mitarbeit der Siedler sowie Einsatz des ‚freiwilligen Arbeitsdienstes' so niedrig wie möglich gehalten«, kommentiert etwa die Linzer Historikerin Brigitte Kepplinger. Und Helmut Lackner schreibt: »Unter der Bezeichnung ‚Innenkolonisation' sollte etwa der ‚Neuaufbau der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in gesunde Bahnen' gelenkt werden, Arbeiter und Angestellte krisenfest gemacht und die ‚Einführung der industriellen und gewerblichen Kurzarbeit' erleichtert werden, denn der Lohnausfall durfte bei gleichzeitig erhöhter Freizeit im Nebenerwerb wettgemacht werden […]« Und wenn man an so manche Aussage einer Kristallerbin denkt, die vor kurzer Zeit noch Arbeitslosen empfohlen hat, »ihr Gemüse doch auf dem Balkon selbst anzubauen«, bekommt die Werbeschrift des OÖ. Landesverband gemeinnütziger Baugenossenschaften in Linz der dreißiger Jahre beängstigende Realität: »Aus den Gärten erzielen die Siedler jetzt schon schöne Erträge, das Gemüse für ihren eigenen Bedarf haben alle, außerdem können sich viele auch durch den Verkauf von Beerenobst noch einen kleinen Nebenverdienst sichern.« Ein also von mehreren Seiten beachtliches Projekt.

Publikation »Zizalu dreiundachtzig« von Sabina Köfler, Kristina Kornmüller, Stefan Messner, Petra Moser, Ulrike Seelmann, Felix Vierlinger. www.servus.at/dreiundachtzig

Zu schön zum Schocken



Reine Routine war es nie, wenn Die Goldenen Zitronen ein neues Album vorlegten. Mit »Die Entstehung der Nacht« arbeitet die Band weiter an ihrer Ästhetik der Negation. Am 2. Dezember spielen Die Goldenen Zitronen in der Stadtwerkstatt. Von *Jörg Sundermeier*.

Sie sind Klassiker geworden. Das neue Album der Goldenen Zitronen, »Die Entstehung der Nacht«, zeigt die Band auf der Höhe ihrer Kunst. Das war zu erwarten gewesen – und eigentlich doch nicht. Und überrascht am Ende wohl auch die Bandmitglieder selbst.

Angefangen haben die Zitronen, das ist bekannt, als lustige Band. Einige wissen nur, dass sie den Song »Am Tag als Thomas Anders starb« geschrieben haben, eine Coverversion des Schlagers »Am Tag als Conny Kramer starb«, der wiederum eine Coverversion von »The Night They Drove Old Dixie Down« ist, einem Song von The Band, den Joan Baez zum Hit macht – in ihrer Coverversion.

Früh also waren die Goldenen Zitronen eine Band, die – vielleicht sogar nur halb bewusst – in einem ganzen Zeichensystem agierte. Sie ließ uns diese Zeichen neu lesen: der muffige Hippie-Song mit reaktionärem Gehalt aus den USA, der den Untergang der sklavenhalterischen Südstaatler beweint, und in Deutschland zum Anti-Drogen-Song gewendet wurde, wird bei den Zitronen zur Waffe gegen das Starsystem Pop. Schon hier war vorhanden, wenn auch hinter Brachialhumor verborgen, was später Methode werden sollte.

Dennoch: Die Zitronen galten zunächst als lustige Band aus Hamburg, die mit anderen lustigen Bands aus Deutschland auftrat, auch mit den Ärzten und den Toten Hosen. Mit Songs wie »Für immer Punk« oder »Porsche, Genscher, Hallo HSV« sorgten die Hanseaten für ein bisschen Hygiene in der Punk- und linksaktivistischen Szene, indem sie sich über die Szene lustig machten.

Seit 1990 aber wandelte sich der Ton und die Musik der Band grundsätzlich, denn auch das Material, die Welt, in der die Zitronen nun zu leben hatten, hatte sich grundsätzlich gewandelt. Schon vor dem Album »Fuck you« von 1990 deutete es sich an. Das Stück »80 Millionen Hooligans«, ein Kommentar zur »Wiedervereinigung«, war ein HipHop-Stück, mit dem (Punk-) Rockfans gar nichts anfangen konnten. Damit war bereits der Bruch vollzogen.

Im Jahr 1994, als das Album »Das bisschen Totschlag« erschien, war er für alle sichtbar. Die Zitronen wollten ihrem Publikum nicht nachsehen, dass es sich nicht wandeln wollte. Wer weiter einfach ein bierseliger Funpunk sein wollte, der wurde von ihnen beschimpft – von der Bühne herab, direkt ins Gesicht. Der Chef ihrer früheren Plattenfirma, so ist in dem Dokumentarfilm »Übriggebliebene ausgereifte Haltungen« von Peter Ott zu sehen, der 2008 in die Kinos kam, versteht bis heute nicht, was da vorging. Man hätte doch einfach weitermachen können, es war doch so nett.

Die Goldenen Zitronen aber wussten, dass sie, wenn sie es mit ihrem Linkssein ernst meinen, sich nicht einfach nur auf einige Zeit den Plattenmultis verweigern mussten. Sondern es galt eine Musik zu entwickeln, die verhinderte, dass sie jemals Big in Berlin werden könnten, wie die Sterne, oder widerspruchslos nur noch »Liebe sein« wollten, wie es der spätberufene Familienvater Jochen Distelmeyer heute tut. Sie machten die Widersprüche kenntlich, entwickelten eine Ästhetik der Bruchlinien, verweigerten identitäre Songs. Der Spießigkeit des eigenen Milieus setzten sie eine Musik entgegen, die an New und No Wave, Jazz, Funk, HipHop, Punk, an Degenhardt, an Hanns Eisler und Heiner Goebbels, und, seitdem der Musiker Mense Reents in die Band aufgenommen wurde, auch an elektronischer Clubmusik geschult wurde.

All das kann man auch auf dem Album »Die Entstehung der Nacht« hören. Hier wird alles demonstriert. Die ruppige Material- und Instrumentenbeherrschung der Band. Ihre von Verfremdungstechniken durchsetzten Texte. Der präzise Gesang des im klassischen Sinne nicht singen könnenden Sängers Schorsch Kamerun. Er ist neben Ted Gaier das einzige in der Band verbliebene Gründungsmitglied, und führt zusammen mit Gaier und Reents die Band als Bande an.

Die beiden Schlagzeuger, Stefan Rath und Enno Palucca, sowie der Keyboarder Julius Block, kamen erst nach 1990 in die Band. In den Diskussionen, die wie der Dokumentarfilm von Peter Ott andeutete, recht heftig geführt werden, und nicht wenige Bandmitglieder im Streit ausscheiden ließen, halten sie sich eher zurück. Auf der Bühne jedoch sind alle gleichwertiger Teil der Inszenierung, die sich bewusst jederzeit als Inszenierung erkennen lassen will.
»Die Entstehung der Nacht« entwickelt weiter, was sich so langsam methodisch eingegroovt hat bei den Zitronen. Es gibt, gleich eingangs, das Lied »Zeitschleifen«, das die gesellschaftliche Durchdringung privater Beziehungen vor Augen führt. Die Songs »Börsen crashen« und »Des Landeshauptmanns letzter Weg« sowie das groovige »Lied der Medienpartner« entwickeln das politische Lied weiter. Selbstverständlich gibt es Gäste – der Song »Drop the Stylist« wird von Mark Stewart und Melissa Logan gesungen, die Künstlerin und FSK-Bassistin Michaela Melian singt schließlich mit »Beautiful People« einen schönen, an Velvet Underground gemahnenden Song. »Über den Pass« ist ein kleiner Popsong mit Sprechgesang. Mit »Bloß weil ich friere/ist noch lang nicht Winter« findet sich ein großer Slogan auf der Platte.

Gaier und Kamerun arbeiten inzwischen erfolgreich für das Theater, Gaier dreht linksradikale Spielfilme, alle Bandmitglieder sind zudem in anderen Bands aktiv, und spielen Beatmusik, Elektronika oder sogar gut verkäuflichen Pop. Findet die Bande allerdings wieder zusammen, so scheint eine innere Dynamik sie dazu zu zwingen, all das, was sie außerhalb der Band machen, abzulegen. Stattdessen tauchen sie weitaus stärker, als es besonders Gaier mit seinen diversen, stets der Linken (nicht der Partei) verpflichteten Projekten tut, in eine Ästhetik der Negation ein, die eines der wenigen wahren Ulbricht-Worte – »Schönheit gibt es nur im Kampf!« – bestätigt.

Denn trotz ihrer Kraft und ihrer hart errungenen Widersprüchlichkeit sind die meisten Songs auf »Die Entstehung der Nacht« von einer solchen Schönheit, dass sie gar nicht mehr richtig beunruhigen können. Das mag derjenige bedauern, der ständig vor den Kopf gestoßen sein will. Der, der sich seit Jahren mit der Band beschäftigt, muss zugeben, dass er sich an diese Ästhetik gewöhnt hat, dass er sie, wie auch die Musik Eislers oder der späten Beatles, rundweg mag. Das trübt nicht im Geringsten die Freude, die »Die Entstehung der Nacht« zu geben vermag. Man muss einsehen, dass hier eine Band Klassisches hervorbringt, gerade weil sie für keine Institution zu haben ist, sondern ihre eigene darstellt.

Horizon

Stadtwerkstatt lädt KünstlerInnen von Mai bis September als artists in residence auf ein Schiff in den Linzer Hafen ein.

Das Projekt
Fünf nationale und internationale KünstlerInnen werden kommenden Sommer auf ein ehemaliges Wohnschiff eingeladen, um dort 14 Tage lang in Klausur arbeiten zu können.
Die inhaltliche und praktische Auseinandersetzung vor allem im Bereich der Technologie und der Kunst, im speziellen die informationsverarbeitenden Maschinen, soll dabei im Vordergrund stehen. Im Jahr nach dem Linz Kulturhauptstadt Europas war, wollen wir (wieder am Boden der Realität angekommen :-) über den Horizont der Landeshauptstadt Linz blicken.

Dieses Residency-Programm untermauert die inhaltliche Ausrichtung der Stadtwerkstatt. Die KünstlerInnen sind aufgefordert, auf dem Schiff eine oder mehrere Mess- oder Versuchsreihen spartenübergreifend im soziologisch-, künstlerisch- und naturwissenschaftlichen Umfeld durchzuführen. Die Mess- bzw Versuchsreihen werden vorab mit der Stadtwerkstatt abgesprochen und unterliegen den inhaltlichen Vorgaben.
Die veränderte Arbeitsumgebung auf dem Wasser bietet den geladenen Personen und auch der Stadtwerkstatt die Möglichkeit, Situationen besser zu analysieren, um daraus neue Arbeits- und Denkansätze zu entwickeln.

»Die Ausschreibung« und »Die Einreichung«
Neben vier bereits eingeladenen KünstlerInnen schreiben wir in dieser Ausgabe der VersorgerIn zwei von sechs Arbeitsplätzen auf dem Schiff aus. Bewerbungen bitte per mail an *residency@stwst.at*, oder per Snailmail an Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz.
Nicht mehr als zwei A4 Seiten! + 10zeilige Zusammenfassung + Biografie
Andere Einreichungsmedien (z.b. Video oder Audio) sind nicht möglich.

Umfang des Projekts
Pro KünstlerIn sind zwei Wochen Aufenthalt auf dem Schiff geplant, das ergibt mit Vorbereitungs- und Dokumentationsaufwand einen Zeitaufwand von ca. vier Wochen pro KünstlerIn. In der Vorbereitungszeit wird auch für den durchgehenden 14-tägigen Aufenthalt des/der KünstlerIn eingekauft. Die STWST kann leider nicht mehr als EUR 700.- pro KünstlerIn bezahlen (Material-u. Taggeld). Zusätzlich stehen aber EUR 200.- für die nachträgliche Aufarbeitung der mitgeführten Dokumentation zur Verfügung.

Der Durchführungszeitraum sind die Sommermonate: Mai – Juni – Juli – August - September 2010.

Die Arbeitsthemen
Durch die begrenzten räumlichen Ressourcen eines Schiffes und durch autonomes Arbeiten ohne inhaltliche Einmischung der STWST wird dem/der KünstlerIn ein schneller Einstieg in die jeweilige Arbeitsthematik ermöglicht. Während der Zeit der Residency wird der Kontakt zur STWST auf das Wesentlichste beschränkt.
Nur in der Vorbereitungs- und Dokumentationszeit wird mit dem/der KünstlerIn das Projektvorhaben besprochen und gemeinsam die Voraussetzungen dafür geschaffen.
Eine durchgehende 14-tägige Anwesenheit des/der KünstlerIn auf dem Schiff ist Voraussetzung für das Gelingen des Projekts.

Der Kunstkontext ist der Dialog zwischen den Bereichen:

Geisteswissenschaftlich: Der Spielraum auf einem Schiff ist sehr begrenzt. Nach einigen Tagen ist alles entdeckt. Welche Strategien können entwickelt werden, um mit diesen begrenzt vorhandenen Mitteln Neues zu schaffen?

Naturwissenschaftlich: Auch bei Arbeitsthemen in naturwissenschaftlichen Bereichen bietet ein Schiff den Vorteil eines überschaubaren Arbeitsbereichs. Es geht in den naturwissenschaftlichen Themenvorgaben nicht um Entdeckungen oder Erfindungen, sondern um Überprüfung bereits behaupteter, naturwissenschaftlicher Zusammenhänge, die mittels Mess- und Versuchsreihen demonstriert und bestätigt werden sollen.
Mess- und Versuchsreihen sind meist eine trockene, langweilige Angelegenheit, aus denen kaum Neues entsteht. Interessant ist jedoch die Konfrontation der Ergebnisse, der überprüften Zusammenhänge mit der Neugier und herangehensweise der KünstlerIn. Kunst kommt nicht von können sondern vom nicht-können, und nicht-wissen.

Spartenübergreifend: Erzeugt eine Automatisierung der Informationsverarbeitung eine NegEntropie, die keinen Freiraum für Kreativität mehr lässt? Ist die NegEntropie der elektronischen Informationsspeicherung ein irreversibles »Langzeitgedächtnis« und wird dadurch zur Falle unserer Entwicklung? Ist die Kunst das einzige Medium, das »per Definition« die Möglichkeit hat, Entropie in die Welt der Information zurück zu bringen?
Ein Schiff bietet durch den autarken Lebensraum ein isoliertes System in der globalen Welt. Diese Situation ermöglicht einen exterritorialen Blickwinkel.

Die Dokumentation
Jede Aufzeichnungsreihe wird von dem/der KünstlerIn in der Arbeitssituation täglich dokumentiert (auch in geisteswissenschftlichen Bereichen) und in Folge von einer MitarbeiterIn der STWST zusammengefasst.

Das Schiff – Eleonore
Die Eleonore ist ein ehemaliges Wohnschiff der Donautechnik, das Platz für sieben Arbeiter hatte. Die Eleonore ist derzeit zu einer Steganlage umgebaut und bietet kleineren Booten eine Verheftungsmöglichkeit.
Die Eleonore war bis Oktober im Yachtclub Krummnussbaum als »Clubhaus« in Verwendung. Das Wohnschiff wurde dann von einer Interessensgemeinschaft *http://ström.ung.at* *eleonore@punkaustria.at* übernommen.
Im Frühjahr 2009 wurde das Wohnschiff nach Linz transportiert und steht derzeit im Hafen der Schiffswerft. Das Schiff wird der STWST für das Projekt zur Verfügung gestellt.

Die Daten
Länge: 20m, Breite: 6m, Gewicht: 40t

Raumaufteilung
1 Arbeitsraum innen 5 mal 4 Meter, 2 Kabinen - je 1 Koje, 1 Küche, 1 Esstisch für 10 Personen, Waschraum/Toilette, Zentralheizung über Holz, ein Sonnendeck als Außenarbeitsfläche, ein Aggregatraum mit Werkzeug, ein motorisiertes Schlauchboot

FRO feiert.

Dem Interkulturellem Programm von Radio FRO wurde der
»Große Landeskulturpreis für Kunst im interkulturellen Dialog« verliehen.



Dadurch erfuhr das jahrelange Engagement der RedaktionsmitarbeiterInnen des interkulturellen Programms »abseits des Mehrheitsösterreichischen« eine offizielle Würdigung durch das Land OÖ. Die Entscheidung zugunsten des interkulturellen Programms auf Radio FRO fällte die Jury bestehend aus Dimitré Dinev, Kunstuni-Rektor Reinhard Kannonier, Monika Leisch-Kiesl, Radostina Patulova und Chibueze C. Udeani.

Udeani in einer Stellungnahme: *»Durch die langjährige Tätigkeit im Bereich Information, Kunst- und Kulturvermittlung ist es den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der interkulturellen Programmredaktion auf Radio FRO (…) gelungen, eine sowohl sprachlich wie kulturell vielfältige Heimat für Migrantinnen und Migranten zu schaffen. Radio FRO bezeugt in diesem Bereich große Kontinuität und die Bereitschaft, diesen Bereich zunehmend zu vertiefen und auszubauen.«*

Radio FRO wird sich in den kommenden Jahren weiter verstärkt dem interkulturellen Programm widmen, das Menschen mit migrantischem Hintergrund als Raum für selbstbestimmte Mediennutzung offen steht. Darüber hinaus stiftet Radio FRO mit Projektaktivitäten auch zur Reflexion und zum Austausch über die gesellschaftliche Vielfalt am Sender und in der Stadt an. So wird etwa die transkulturelle Redaktion »Radiodialoge« auch 2010 kritische Beiträge zu Migrationspolitik und politischer Partizipation gestalten. Weitere Aktivitäten sind in Planung.






Fotos: Petra Moser

v.l.n.r.: Landtagswahlen 09 live vom OK-Mediendeck, 27. September / Radiabled Infoabend, 29. Oktober / Radiodialoge live aus der Bibliothek der 100 Sprachen, 30. Oktober / Verleihung Landeskulturpreis, 17. November

Ein neuer Fonds

für den sogenannten »Nichtkommerziellen Rundfunk« soll die Not bei Freien Radios und Community TV lindern.

Seit Mai stehen im Doppelbudget 09/10 des Bundes eine Million Euro für den *nichtkommerziellen Rundfunk* zur Verfügung. Gemeint sind Freie Radios und *Community TV*. Freie Radios gibt es 13, im TV-Bereich findet man bisweilen »okto« in Wien. In Linz wird schon intensiv am Programmstart von *DORF TV* gearbeitet (*www.dorftv.at*). Allerdings vorerst noch ohne Bundesgeld. Denn dieses soll zwar einen Impuls für zusätzliche regionale Förderungen liefern, ist aber selbst nicht als Startförderung gedacht. *DORF TV* muss wahrscheinlich weitgehend aus eigener Kraft auf Sendung gehen, wie schon die Erfahrungen einiger *Freier Radios* zeigen. Die neue Förderung ist überhaupt als *Komplementärförderung* angelegt und deckt aufgeteilt auf alle Sender ohnehin nur bescheidene 10% bis 20% des jeweiligen Gesamtfinanzierungsbedarfs. Die Hauptlast sollen Länder und Gemeinden tragen, in den meisten Bundesländern ist das noch immer ein frommer Wunsch.
Mit der neuen Förderung will die Bundesregierung einen *Beitrag zur Sicherstellung der Finanzierbarkeit* leisten und dafür sorgen, dass *bestehende Arbeitsplätze abgesichert* und *Impulse für weitere Investitionen angeregt* werden.[1] Das vorliegende Modell greift zurück auf Überlegungen zur *»Neuen Medienförderung«*, die seit 2 Jahren herumgeistert und als *Pendant* zur Basisförderung unter dem Schlagwort *»Contentförderung«* bei den Freien Radios seit je her auf Skepsis stieß.[2] Tatsächlich ging es darum, Inhalte zu fördern, welche *»insbesondere einen Beitrag zur Förderung der österreichischen Kultur, des österreichischen und europäischen Bewusstseins sowie der Information und Bildung der Bevölkerung«* leisten. Dahinter stand die kaum von der Hand zu weisende und nicht einmal sonderlich medienpolitische Erkenntnis, dass es mit hochqualitativen Inhalten in den herkömmlichen privaten Programmen nicht weit her ist. Stichwort: *Einheitsbrei.*
Demgegenüber behandelt die *»Inhalteförderung«* bei *nichtkommerziellen* Sendern ein Leiden, das es dort eigentlich gar nicht gibt. Im Unterschied zu *kommerziellen* und den ORF-Programmen mangelt es nämlich nicht an inhaltlicher Vielfalt, an redaktioneller Qualität, an der Lokalität der Themen oder an kultureller und sprachlicher Vielstimmigkeit. Es mangelt höchstens an der Ausstattung: Am Geld für Strukturen, an Personal, an der Vermittlung, an Öffentlichkeitsarbeit über das was es schon gibt und deshalb und vor allem an Präsenz. Die Programmleistung *Freier Radios* wird noch immer völlig zu unrecht unterschätzt. *Radio FRO*, das *Freie Radio Freistadt*, das *Freie Radio Salzkammergut* und das *Freie Radio B138* in Kirchdorf haben 2008 zusammen für 9300 Stunden redaktionelles Programm im Offenen Zugang gesorgt. 550 RadiomacherInnen haben 38.000 Stunden ehrenamtlich journalistisch gearbeitet. Eigenverantwortlich. Auf hohem Niveau. Mehr als die Hälfte dieser Programme sind Magazine zu kulturellen, sozialen, politischen und Bildungsthemen. Die *Freien Radios* stellen dadurch als *»regionale Kultursender«* nicht nur ihre *kommerziellen* Gegenüber in den Schatten. Schlecht, ja sogar sehr schlecht, sieht dabei auch der ORF aus. Zu den 9300 Stunden Programm im Offenen Zugang kommen noch jährlich 1650 Stunden professionell produzierte Magazine, u.A. mit ausführlichen Infos zu Veranstaltungen der großen Kulturhäuser der Stadt Linz und des Landes OÖ. Die *Freien Radios* nehmen so einen regionalen Informationsauftrag wahr, den der ORF schon allein aus Programmplatzgründen gar nicht wahrnehmen kann. Auch – und wie viele vermutlich gar nicht wissen – im Bereich der Hochkultur.
Analog zum Fonds für die *Nichtkommerziellen* bekommen auch *kommerzielle* Sender zusätzlich zu den diversen Werbekampagnen im allgemeinen öffentlichen Interesse demnächst echte Subventionen. Jährlich 5 Millionen. Die Bundesregierung hat wahrscheinlich ein koalitionäres Interesse daran, auch den kommerziellen Veranstaltern das Überleben zu sichern. Doch welche Interessen verfolgen diese eigentlich und wozu gibt es diese überhaupt? *Naja.* Mit der neuen Förderung im Rücken haben die *Freien Radios* und *Community TV* jedenfalls die Gelegenheit, ihre Position in der hiesigen Medienlandschaft weiter zu stärken.
Otto Tremetzberger (GF Freies Radio Freistadt), Markus Schennach (GF Freies Radio Innsbruck)

----

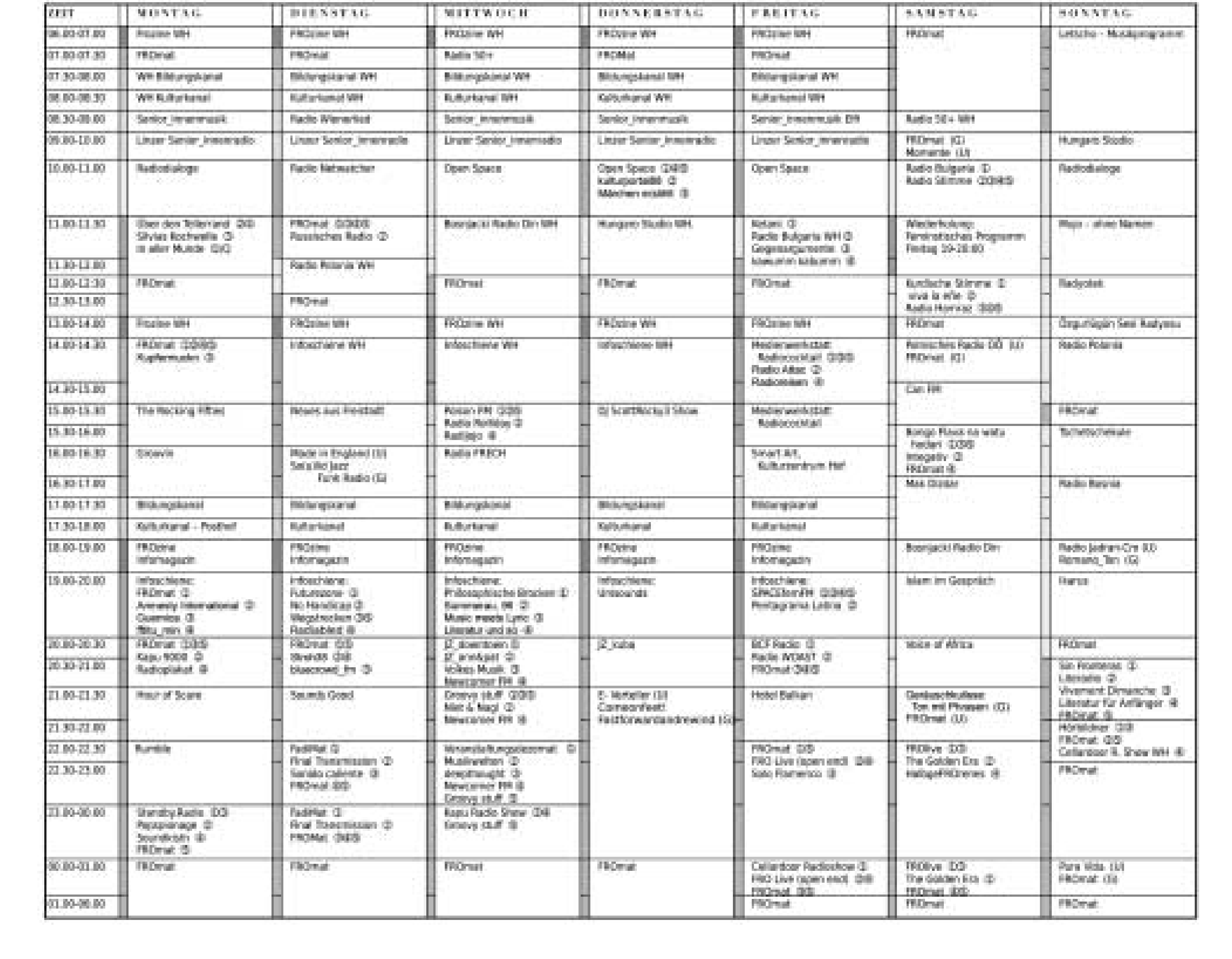
[1] aus den Erläuterungen zum Budgetbegleitgesetz.
http://www.parlament.gv.at/PG/DE/XXIV/ME/ME_00036/fname_152882.pdf
[2] Otto Tremetzberger: »Äpfel, Birnen und mutmaßliche Subventionskaiser: Freie Radios und Community TV formieren sich zum Dritten Rundfunksektor«, in: KUPF Zeitung, Nr. 124, März 2008.

Ausschreibung Geschäftsführung Radio FRO 105.0 MHz

Oberösterreichs größte freie Kultur- und Medienorganisation sucht als GESCHÄFTSFÜHRUNG eine engagierte und initiative Persönlichkeit. Zentrale inhaltliche Aufgabe ist, Radio FRO als interkulturelles Medienprojekt innovativ weiterzuentwickeln und als solches noch stärker zu positionieren.

Wir freuen uns auf BewerberInnen mit folgendem Hintergrund:
Interesse an medien- und gesellschaftspolitischen Entwicklungen, Erfahrung im Kultur-, Kunst- und Medienbereich, betriebswirtschaftliche Kenntnisse, Erfahrung in der Budgeterstellung und -kontrolle, sprachliche Kompetenz, Koordinationsfähigkeiten und Führungskompetenz.
Eintrittsdatum: ehestmöglich; Anstellung 38,5 h
Bewerbungen (bevorzugt per E-Mail) **bis 13. Dezember 2009 an:**
Radio FRO 105.0 MHz
Freier Rundfunk OÖ GmbH, Ansprechperson: Veronika Leiner,
Kirchengasse 4, 4040 Linz, *gf@fro.at*, *www.fro.at*, 0732 717277-110

Radio FRO on Air: Dezember 2009



ZEIT	MONTAG	DIENSTAG	MITTWOCH	DONNERSTAG	FREITAG	SAMSTAG	SONNTAG
06.00-07.00	FROzine WH	FROzine WH	FROzine WH	FROzine WH	FROzine WH	FROmat	Lettcho - Musikprogramm
07.00-07.30	FROmat	FROmat	Radio 50+	FROMat	FROmat		
07.30-08.00	WH Bildungskanal	Bildungskanal WH	Bildungskanal WH	Bildungskanal WH	Bildungskanal WH		
08.00-08.30	WH Kulturkanal	Kulturkanal WH	Kulturkanal WH	Kulturkanal WH	Kulturkanal WH		
08.30-09.00	Senior_innenmusik	Radio Wienerlied	Senior_innenmusik	Senior_innenmusik	Senior_innenmusik DH	Radio 50+ WH	
09.00-10.00	Linzer Senior_innenradio	Linzer Senior_innenradio	Linzer Senior_innenradio	Linzer Senior_innenradio	Linzer Senior_innenradio	FROmat (G) Momente (U)	Hungaro Studio
10.00-11.00	Radiodialoge	Radio Netwatcher	Open Space	Open Space (2/4/5) kulturportal (1) Märchen erzählt (3)	Open Space	Radio Bulgaria (1) Radio Stimme (2/3/4/5)	Radiodialoge
11.00-11.30	Über den Tellerrand (2/4) Silvias Kochwelle (3) in aller Munde (1/5)	FROmat (1/3/4/5) Russisches Radio (2)	Bosnjacki Radio Din WH	Hungaro Studio WH	Kotani (1) Radio Bulgaria WH (2) Gegenargumente (3) [illegible] (4)	Wiederholung: Feministisches Programm Freitag 19-20.00	Maja - ohne Namen
11.30-12.00		Radio Polonia WH					
12.00-12.30	FROmat		FROmat	FROmat	FROmat	Kurdische Stimme (1) viva la vida (2) Radio Horvac (3/4/5)	Radyolek
12.30-13.00		FROmat					
13.00-14.00	FROzine WH	FROzine WH	FROzine WH	FROzine WH	FROzine WH	FROmat	Özgurlugün Sesi Radyosu
14.00-14.30	FROmat (1/2/4/5) Kupfermuckn (3)	Infoschiene WH	Infoschiene WH	Infoschiene WH	Medienwerkstatt: Radiococktail (1/3/5) Radio Alter (2) Radiomiem (4)	Feministisches Radio OÖ (U) FROmat (G)	Radio Polonia
14.30-15.00						Can FM	
15.00-15.30	The Rocking Fifties	News aus Freistadt	Roksan FM (1/3/5) Radio Nofilter (2) Radijojo (4)	DJ ScattRocky II Show	Medienwerkstatt: Radiococktail		FROmat
15.30-16.00						Bongo Flava na wafu fedani (1/3/5) Integrativ (2) FROmat (4)	Tschetschenisch
16.00-16.30	Slovenija	Made in England (U) Sets'Ilo Jazz Funk Radio (G)	Radio FRECH		Smart Art, Kulturzentrum Hof		
16.30-17.00						Max Glaser	Radio Rossija
17.00-17.30	Bildungskanal	Bildungskanal	Bildungskanal	Bildungskanal	Bildungskanal		
17.30-18.00	Kulturkanal - Posthof	Kulturkanal	Kulturkanal	Kulturkanal	Kulturkanal		
18.00-19.00	FROzine Infomagazin	FROzine Infomagazin	FROzine Infomagazin	FROzine Infomagazin	FROzine Infomagazin	Bosnjacki Radio Din	Radio Jadran-Cro (U) Romano_Tan (G)
19.00-20.00	Infoschiene: FROmat (1) Amnesty International (2) Guernica (3) fiftu_min (4)	Infoschiene: Futurezone (1) No Handicap (2) Wegstrecken (3/5) Radiabled (4)	Infoschiene: Philosophische Brocken (1) Sonnensau, (M) (2) Music meets Lyric (3) Literatur und so (4)	Infoschiene: Unisounds	Infoschiene: SPACEtimeFM (1/3/4/5) Pentagrama Latina (2)	Islam im Gespräch	Franz
20.00-20.30	FROmat (1/3/5) Kapu 9000 (2) Radioplakat (4)	FROmat (1/5) Strands (2/4) bluecrowd_fm (3)	JZ_downtown (1) JZ_ [illegible] (2) Volks Musik (3) Newcomer FM (4)	JZ_kuba	BCF Radio (1) Radio WOAST (2) FROmat (3/4/5)	Voice of Africa	FROmat
20.30-21.00							Sin Fronteras (1) Literaire (2) Vivement Dimanche (3) Literatur für Anfänger (4) FROmat (5)
21.00-21.30	Hour of Scare	Sounds Good	Groovy stuff (2/3/5) Mist & Nagl (2) Newcomer FM (4)	E- Vorteiler (U) Cornerstreet: Fastforwardandrewind (G)	Hotel Balkan	Geräuschkulisse: Ton mit Phrasen (G) FROmat (U)	
21.30-22.00							Hörsilber (1/3) FROmat (2/5) Cellardoor R. Show WH (4)
22.00-22.30	Rumble	FadiMat (1) Final Transmission (2) Sonido caliente (3) FROmat (4/5)	Wissenschaftsgesellschaft (1) Musikwelten (2) deepthought (3) Newcomer FM (4) Groovy stuff (5)		FROmat (1/3) FRO Live (open end) (2/4) Solo Flamenco (3)	FROlive (1/3) The Golden Era (2) HallojeFROennes (4)	
22.30-23.00							FROmat
23.00-00.00	Standby Radio (1/3) Pepiponage (2) Soundfish (4) FROmat (5)	FadiMat (1) Final Transmission (2) FROMat (3/4/5)	Kapu Radio Show (2/4) Groovy stuff (5)				
00.00-01.00	FROmat	FROmat	FROmat	FROmat	Cellardoor Radioshow (1) FRO Live (open end) (2/4) FROmat (3/5)	FROlive (1/3) The Golden Era (2) FROmat (4/5)	Pura Vida (U) FROmat (G)
01.00-06.00					FROmat	FROmat	FROmat

FRO baut aus.

Ein Interview mit unserem neuen Mitarbeiter Oliver Jagosch. Er kümmert sich um die Aus- und Weiterbildung sowie um den FRO-Freundeskreis.

Was motiviert dich, bei FRO zu arbeiten?
FRO ist ein Projekt, das ich schon seit vielen Jahren mal mehr und mal weniger aktiv begleite, deshalb finde ich es auch sehr spannend und, sagen wir mal angenehm anstrengend, nun direkt im täglichen Betrieb und bei der Weiterentwicklung mitarbeiten zu können.
Was bedeutet für dich Ausbildung in Freien Radios?
Ein leicht zugängliches, kostengünstiges und qualitativ gutes Angebot an alle Menschen, die sich für ihre Umwelt im Allgemeinen und für Radio beziehungsweise Medien im Besonderen interessieren, offen für und neugierig auf Neues sind und sich weiterentwickeln möchten. Vom Inhaltlichen her natürlich die Vermittlung von Medienkompetenz und von Strategien zum reflektierten Umgang mit Medien, sowohl theoretisch als auch praktisch.
Du bist ja auch für den FRO-Freundeskreis verantwortlich. Was ist dieser »Freundeskreis« eigentlich?
Der FRO-Freundeskreis startet 2010 und ist die neue Form des FRO-Abos. Wir möchten damit der Community mehr Benefits und Service bieten und auch mehr Partizipationsmöglichkeiten schaffen.

Infos und Kontakt

Freier Rundfunk Oberösterreich GmbH, Kirchengasse 4, 4040 Linz
Tel.: ++43 732 71 72 77-100, Fax: -155
Studio: ++43 732 71 72 77-130 & -131
Email: *fro@fro.at*
FRO NEWS abonnieren: *https://lists.servus.at/mailman/listinfo/fro_news*
Online: *www.fro.at*, *cba.fro.at*,
facebook.com/RadioFRO, *twitter.com/RadioFRO*

STADTWERKSTATT <<<<<
>>>> VERANSTALTUNGEN

Mi. 2. Dezember 2009 — 21.00 Uhr

Die Goldenen Zitronen

Sa. 5. Dezember 2009 — 22.00 Uhr

Punkrock against the 09 madness Day 1
44 Leningrad (D)

So. 6. Dezember 2009 — 22.00 Uhr

Punkrock against the 09 madness Day 1
The Peacocks (CH)

Mo. 7. Dezember 2009 — 22.00 Uhr

trallala pres. **GILLES PETERSON**

Sa. 12. Dezember 2009 — 21.00 Uhr

Friendly Fire (Konzert)
nervlich blanko
cargoblast
reichl und partner (andre zogholy/and.rak)
mag. rudi
rabe, tonfabrik

Fr. 18. Dezember 2009 — 22.00 Uhr

Rokko's Adventures Release Tour mit
The Beauties Of The Night und
The Dieter Von Kroll Experience

Sa. 19. Dezember 2009 — 22.00 Uhr

GoodVipes pres. **One Love Soundsystem**

Do. 7. Jänner 2010 — 21.00 Uhr

Dromdead (crustcore)

Impressum versorgerin Nr. 0084 / dezember 2009 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . email: versorgerin@servus.at . web: www.servus.at/versorger . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, barbara huber, anna masoner, didi neidhart, olivia schütz . cover: chris eder . coverfoto: andrea mayer-edoloyi . layout: astrid benzer, astrid.benzer@aon.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 7.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **Retouren an: Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz**